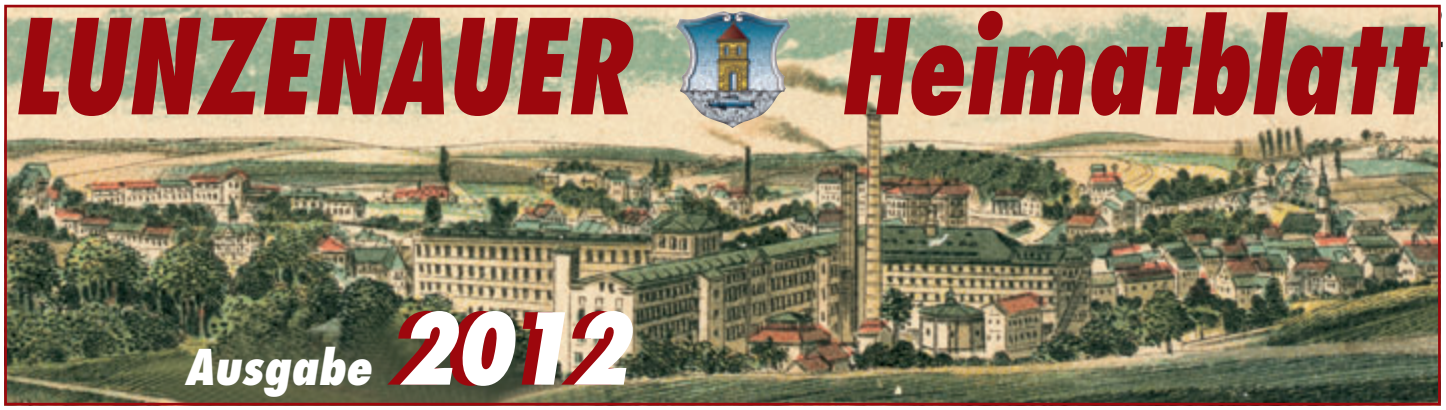


GESTERN & HEUTE • Beilage im Amtsblatt der Stadt Lunzenau • an alle Haushalte

Luftaufnahme von Lunzenau um 1910- Von der Weberei bis zur Göhrener Brücke

Dieses Foto ist Teil der Chronik „75 Jahre Fa. W. Vogel“.

Ein Dank an Herrn Fleischmann aus Österreich, welcher dem Ortsarchiv Lunzenau die Original-Chronik übersandte.

Grußwort des Bürgermeisters

Liebe Leserinnen und Leser der diesjährigen Ausgabe des Lunzenauer Heimatblattes,

ich freue mich, dass es uns auch in diesem Jahr gelungen, ist wieder eine interessante und sehr inhaltsreiche Publikation herauszugeben.
Viele Gespräche und persönliche Begegnungen in den zurückliegenden Monaten haben mir verdeutlicht, welche große Beliebtheit unser Heimatblatt genießt.
Ja, viele warten schon auf das diesjährige Exemplar, um Interessantes aus der Geschichte Lunzenaus zu erfahren oder fast Vergessenes über die „gute alte Zeit“ nachzulesen und dieses im Familien- und Freundeskreis zu verbreiten.

Ich bedanke mich bei allen, die durch ihre Beiträge unser Heimatblatt mit Leben erfüllen sowie bei allen Sponsoren aus nah und fern für die finanzielle Unterstützung.

Eine angenehme und spannende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr Bürgermeister

Ronny Hofmann

Liebe Heimatfreunde in nah und fern,

ein Jubiläum ist zu feiern! Sie halten nunmehr die 10. Ausgabe unseres „Lunzenauer Heimatblattes“ in der Hand. Wer hätte im Jahr 2002 gedacht, dass sich die Herausgabe einer Heimatzeitung zu solch einer Erfolgsgeschichte entwickeln wird. Es sind unsere zahlreichen Autoren, die mit ihren Beiträgen alljährlich das Heft interessant, spannend und auch manchmal zum Schmunzeln gestalten. Dankeschön, machen Sie weiter so und tragen Sie mit Ihren Geschichten und Fotos zum Gelingen der nächsten Ausgaben bei. Dies alles könnte natürlich nicht durch die zahlreichen Spender verwirklicht werden, durch die der Druck des Heimatblattes erst ermöglicht wird. *DANKE!*

Unsere „Gönner“ sind:

Herr Dietrich Lindner
Herr Wolfgang Bönitz
Herr Herbert Bönitz
Frau Jutta Miller
Familie Dieter und Celia Wiesemann
Herr Karli Fischer
Herr Johannes Müller
Familie Ida und Gerhard Hofmann
Frau Friedrun Köhn
Frau Inge Milkau
Frau Johanna Jänsch geb. Czeka
Familie Hannelore und Hans Georgi
Herr Gerhard Sittner
Frau Ingeborg Kopmann
Familie Ludmilla und Friedrich Traufelder
Herr Wolfgang Leuschel
Familie Renate und Rolf Rößner
Herr Werner Nitzsche
Frau Brigitte Hahn
Frau Brigitte Stölzel
Frau Christel Lindinger geb. Kühn
Herr Kurt Loge
Herr Carl Schenk
Frau Gisela Petzold geb. Seyler
Herr Frank Hausmann
Frau Hildegard Groh
Frau Gerlinde Fischer
Herr Werner Köhn

Natürlich bitten wir auch in diesem Jahr wieder um Ihre Mithilfe:

Unsere Konto-Nr: 3120000433, Bankleitzahl 87052000
Sparkasse Mittelsachsen - Verwendungszweck Heimatblatt 2013.

Wegen der Umstellung unserer Buchhaltung bitten wir, erst ab Januar 2013 eine Überweisung zu veranlassen. Die Spender werden wir auch im nächsten Heft gern beim Namen nennen. Einen Dank auch an unsere Ortschronistin Karin Mehner, die in bewährter Weise an der Herausgabe mitwirkte.

Wir wünschen Ihnen nun viel Spaß beim Lesen!

Ehemaliger Gasthof „Zur Sonne“ in Rochsburg um 1920

Lunzenau- Ansicht um 1880, Blick vom Hartberg

Arnt Hilbert (2012)

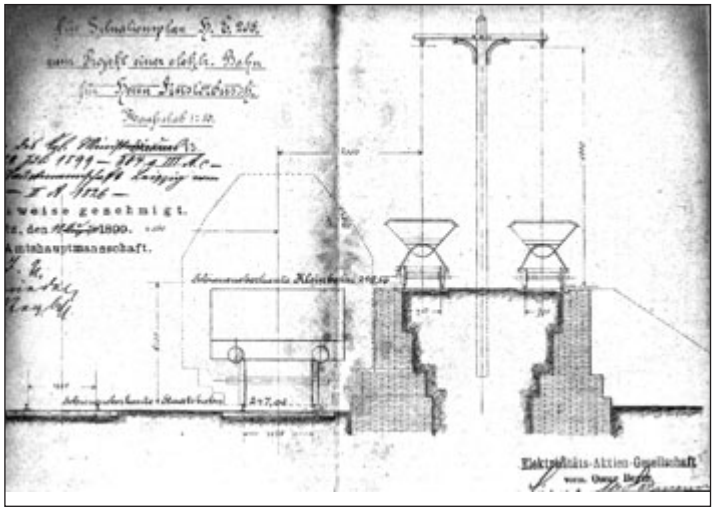
Die Sandwerke Joseph Finsterbusch & Co. Hohenkirchen b. Lunzenau i. S.

Die Sandwerke Joseph Finsterbusch & Co. wurde von meinem Urgroßvater Joseph Finsterbusch gegründet (August Joseph Finsterbusch geboren am 2. Februar 1850 in Lunzenau und gestorben am 5. November 1917 in Hohenkirchen).

Der Termin des Beginns der Sandgewinnung in der Cossener Sandgrube ist uns nicht genau bekannt. Zeitzeugen berichteten vor Jahren, dass die ersten Sandlieferungen zum Bau der Göhrener Brücke erfolgt sein sollen. Andere Quellen behaupten, das die Sandgrube erst 1880 eröffnet wurde.Die Gründungszeit der Sandgrube liegt demnach zwischen 1870 und 1880. Zu dieser Zeit erfolgten die Sandlieferungen mit Pferdegespannen für den Straßen- und Brückenbau. Durch überlieferte Informationen ist bekannt, das bis zu 6 Gespanne die Sandlieferungen durchgeführt haben.

Die im Jahre 2005 auf der Burgstädter Straße 30 gelegenen, jetzt abgerissenen Gebäude dienten als Wohnraum für den Gespannführer und Stallungen für die Pferde. Hier waren auch die Gespannwagen untergebracht und es war eine kleine Huf- und Wagenschmiede eingerichtet.

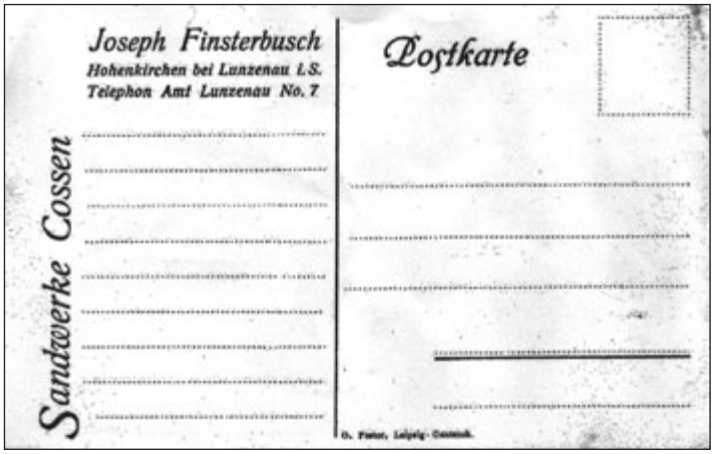
Erst im Jahre 1899 wurde eine Gleisanlage für eine Kleinbahnanlage zum Bahnhof Cossen in Betrieb genommen. Diese Maßnahme wurde dadurch möglich, daß im Jahre 1898 die „ Vereinigte Elektrizitätswerke AG „ in Lunzenau eine entsprechende Leitung zur Sandgrube verlegen konnte. Die Gleisanlage hatte eine Länge von 1,3 km und wurde mit einer Spurweite von 75 cm gebaut. Die Fahrleitung wurde in einer Höhe von etwa 6 m über dem Gleis ausgeführt. Die ersten Lokomotiven hatten eine auf einem Fahrgestell montierten Aufbau in Würfelform mit einem Front- und zwei Seitenfenstern. Ein Bügel wurde an einem Seil als Stromabnehmer genutzt. Diese Lokomotiven waren mit einem Elektromotor von 60 PS ausgestattet der mit Gleichstrom betrieben wurde. Damit konnten 6 Hunte mit je einem Fassungsvermögen von 1 m³ Sand zum Bahnhof Cossen gebracht werden. Am Bahnhof in Cossen wurde eine 140 m lange und 2,5 m hohe Verladerampe aus Bruchsteinen errichtet. Hier konnten zu besten Zeiten bis zu 40 Eisenbahnwaggons täglich abgefertigt werden.

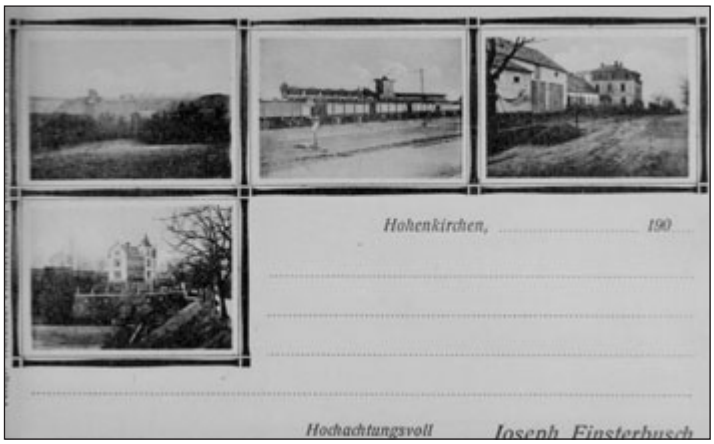


Genehmigungszeichnung der Verladerampe auf dem Bahnhof Cossen

In den „Muldenthaler Nachrichten“ vom 29. November 1899 wurde über die Eröffnung der elektrischen Sandbahn von der Finsterbusch Sandgrube zum Bahnhof Cossen berichtet. Es wurde festgestellt: „Das Material der Finsterbusch`schen Grube ist ein ganz vorzügliches und sind schon für nächstes Jahr (1900) Bestellungen darauf reichlich eingegangen.“ Im Jahre 1900 wurde ebenfalls nach dem Bahnhof Cossen aus der „Krausschen Sandgrube“ - der Besitzer war Moritz Krause aus Chemnitz - eine Seilbahn zur Sandlieferung errichtet. In den beiden Sandgruben - Finsterbusch und Krause - sollen in dieser Zeit ca. 60 Arbeitskräfte gearbeitet haben, ein Zeichen dafür, dass der hiesige Sand von guter Qualität war und sehr begehrt war. Noch in Cossen wohnend (heute Cossen Grundstück der Familie Albrecht) ließ Joseph im Jahre 1891 das Haus in der Burgstädter Strasse 32 bauen und bezog es nach der Fertigstellung mit seiner Familie. Im Jahre 1902 begann Joseph mit dem Bau einer Villa in der Burgstädter Strasse 36 in Hohenkirchen. Ursprünglich sollte das Haus für einen Lunzenauer Fabrikanten gebaut werden, dem jedoch die Baukosten der Überlieferung nach zu hoch erschienen, so das Joseph das Haus 1905 für seine Familie fertig stellte. Das Haus wurde im späten Jugendstil errichtet.

Max Willy Finsterbusch, ein Sohn von Joseph Finsterbusch (geboren am 17.Juni 1885 in Hohenkirchen und gestorben am 06.12. 1948 in Hohenkirchen) und der ältere Sohn Ernst Reinhold (geb. am 18.März 1880 in Lunzenau und gestorben am 12.Februar 1931 in Hohenkirchen) traten schon in jungen Jahren in die Firma ein. Beide absolvierten eine Schlosserlehre.





Werbepostkarte der Fa. Joseph Finsterbusch

Mein Großvater Willy Finsterbusch plante und baute mit einem Freund die Sandwäsche in der Cossener Sandgrube.

Für die Verwertung der in dem Sand zahlreich vorhandenen Steine wurde im Jahre 1908/1909 als Teil des Sandwerkes eine Steinbrecheranlage errichtet. Der Steinbrecher hatte eine Maulweite von 120 cm x 45 cm und wurde von einem Elektromotor von 15 PS angetrieben. Die eingeschütteten großen Steine wurden unter ohrenbetäubendem Lärm zu groben Split gebrochen, der dann als Zusatzstoff für den Bau verkauft wurde. Diese Anlage sowie auch die Sandwäsche (eine Naßsortieranlage) wurde bis zur Schließung der Grube betrieben. Ab dem Jahre 1909 wurde es notendig, die über dem Sand liegenden Abraumschichten mit einem Eimerbagger abzutragen. Zu diesem Zweck wurde ein Lehmbagger (Eimerbagger) mit Elektroantrieb angeschafft.

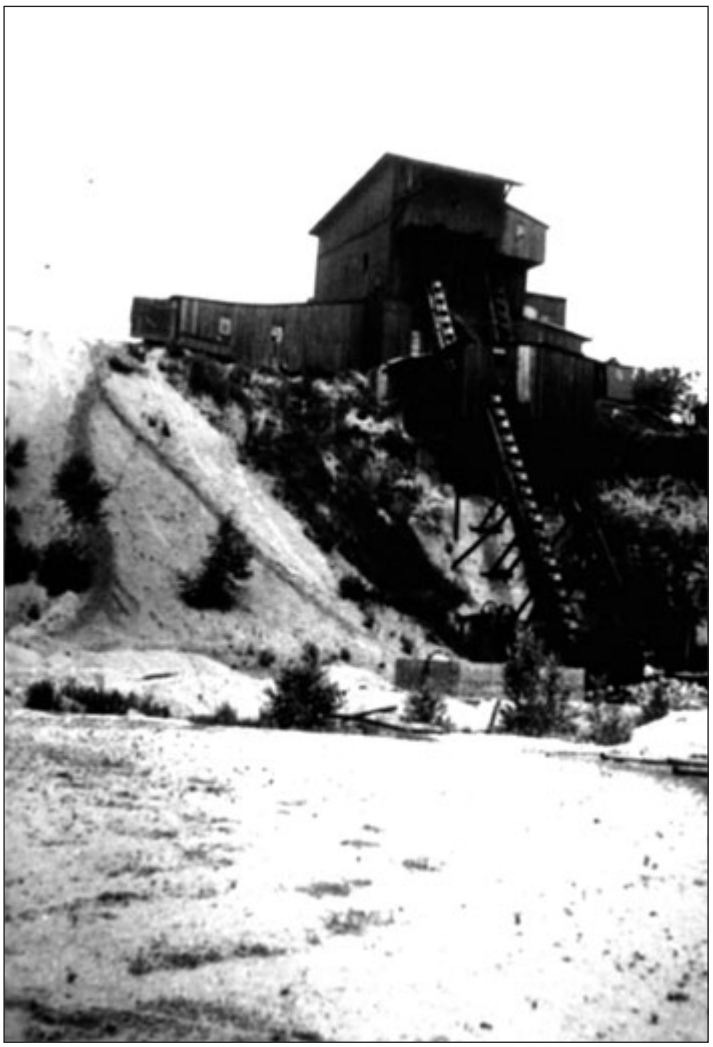
Der Motor des Baggers leistete 25 PS bei 220/380 Volt Wechselstrom. Er stand am oberen Rand der Sandgrube, nahm den Abraum auf und dieser wurde in Hunte verladen und mit kleinen Grubenloks mit Dieselantrieb an Stellen der Sandgrube verkippt, wo sich der Abbau des Sandes sich nicht mehr lohnte.
Willy Finsterbusch eröffnete in Dittmannsdorf bei Penig ein weiteres Sandwerk. „Auf Blatt 306 des Peniger Handelsregisters wurde folgendes eingetragen: Sandwerke Willy Finsterbusch & Co., Gesellschaft mit beschränkter Haftung, in Dittmannsdorf.
Der Gesellschaftsvertrag ist am 12. Juli 1912 abgeschlossen worden. Gegenstand des Unternehmens ist der Abbau und Betrieb von Sand und Kies. Zum Geschäftsführer ist der Werkmeister Willy Finsterbusch in Hohenkirchen bestellt worden. Penig, am 22. Juli 1912. Königliches Amtsgericht.“ Auszug entnommen aus dem Peniger Amtsblatt vom 20.Juli 2012) In den folgenden Jahren war der Bedarf an Sand für den Straßen- und Brückenbau so groß, dass die Kapazität bedeutend erweitert werden musste.
Nachdem Joseph Finsterbusch im Jahre 1917 verstarb,übernahmen die Söhne Willy und Reinhold die Leitung der Cossener Sandgrube. In den zwanziger Jahren wurde ein Löffelbagger auf einem Kettenfahrwerk angeschafft, in den ersten Jahren wurde er mit einer Dampfmaschine betrieben und wurde später auf einen Elektroantrieb umgebaut. Dieser Löffelbagger entnahm den freigelegten Sand und dieser wurde in Hunte geladen und in dem mittlerweile entstandenen Grubenloch der Sandgrube mit einem Dampflok zum Sandwerk gebracht. Anschließend kam der Sand über einen Eimerförderer in die Sandwäsche. Dazu wurde eine separate Gleisanlage mit einer Spurweite 600 mm verlegt und 1923 eine kleine Dampflokomotive angeschafft.

Inbetriebnahme des Löffelbaggers

In den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts stieg der Bedarf an Sand durch den Autobahnbau sehr hoch an. Zu den meist fünfzehn Arbeitskräften mussten noch Saisonarbeitskräfte eingestellt werden um die geforderte Sandmenge liefern zu können.

Reparatur der Sandwäsche

Die Mitarbeiter der Schlosserei, Schmiede und der Stellmacherei haben mit großen Fleiß und Können die Technik am Laufen gehalten. Reinhold Finsterbusch war es nicht sehr lange vergönnt als Teilhaber der Sandgrube zur Verfügung zu stehen. Wie schon geschildert, verstarb er mit nur 50 Jahren im Jahre 1931. So musste Georg Finsterbusch - der Sohn von Reinhold - schon früh in die Firma einsteigen und mit Willy die Sandgrube in dieser schwierigen Zeit leiten. Georg wurde 1940 eingezogen und musste in den Krieg ziehen. Mein Großvater Willy erkrankte im Jahre 1938 schwer und verstarb im Jahre 1948.
Nach Kriegsende lief die Sandförderung unter schwierigsten Bedingungen weiter. Die vorhandene Technik kam in die Jahre, so das die Produktion nur mit hohem Reparaturaufwand am Laufen gehalten werden konnte. Auch kehrten dann Reinhold´s Sohn Georg 1945 und Willy´s Sohn Max 1947 nach Hause und übernahmen die Geschicke der Sandgrube. Die Lage der Sandgrube verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Privatbetriebe waren nicht das Übliche in der sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR. So wurden zum Transport des Sandes nicht regelmäßig Waggons von der Reichsbahn zur Verfügung gestellt, so das eine kontinuierliche Förderung und Lieferung nicht möglich war. Hauptabnehmer in diesen Jahren war die SDAG Wismut. Verschärft wurde die Situation noch durch die schlechter werdende Sandqualität -Hoher Lehmanteil und ansteigendes Grundwasser in der Grube-hinderten eine rentable Sandgewinnung.
So liefen Tag und Nacht drei bis vier Pumpen um den Grundwasserspiegel abzusenken. Die Probleme wurden immer problematischer und so musste die Sandgrube ihren Betrieb im Jahre 1954 einstellen. Heute dient die Industriebrache „Sandgrube Finsterbusch“ als Viehweide und eine Pächtergemeinschaft nutzt die Grube als Angelgewässer.



Das Cossener Sandwerk kurz vor dem Rückbau

Lunzenau als brauberechtigtes Städtchen im Mittelalter

Im 15. und 16. Jahrhundert war es nicht gut, wenn die Wirtschaft eines Ortes fast ausschließlich auf einem bestimmten Wirtschaftszweig eingestellt war, denn dann traf sie ein wirtschaftlicher Niedergang mit doppelter Gewalt. Einen gewissen Ausgleich schaffte da schon Landwirtschaft und Viehzucht, die fast jeder Lunzenauer Bürger mehr oder weniger betrieb. Den Umfang der Landwirtschaft des Städtchens durfte man allerdings nicht zu hoch einschätzen, bei einem völligen Darniederliegen des Handwerks konnte sich höchstens der 5. Teil der Einwohner davon ernähren. Und so gab man den Städten das Braurecht, einen Nahrungszweig der auch in den Zeiten des schwersten wirtschaftlichen Niedergangs regelmäßige Einkünfte verschaffte.
Das Recht Bier zu brauen war im 15. und 16. Jahrhundert ein städtisches Vorrecht. Es waren immer die Altbürger in Städten, die brauberechtigte Häuser besaßen. Die ersten Zwistigkeiten mit Nachbarstädten, welche uns urkundenmäßig aus dem Ende des Mittelalters belegt sind, waren solche um das Recht des Bierbrauens gewesen. Die Stadt Penig war es, die 1494 sowohl den Lunzenauern wie den Burgstädtern das Recht zu brauen durch ihren Stadtherren, dem Burggrafen von Leisnig, streitig machen wollte.

Blättern wir zurück in die Chronik auf das Jahr 1588. Damals besaß Lunzenau 78 Wohnhäuser, von denen 61 brauberechtigt waren. Jeder Brauberechtigte konnte jährlich 4 Gebräude von je 9 Peniger Scheffeln Malz herstellen, welches die nette Summe von 40 großen Fässern ergab. Die brauberechtigten Bürger durften weit über ihren Haustrank hinaus brauen, so dass sie die gesamte Umgebung mit Bier versorgen konnten. Um uns einen Begriff von der Größe des Bedarfs machen zu können, müssen wir berücksichtigen, dass es damals weder Kaffee noch Tee oder Kakao gab. Zu jeder Mahlzeit trank man Bier. Es hatte eine Bedeutung als Volksnahrungsmittel, die wir uns heute kaum noch vorstellen können. In der Schankordnung wurden auch die Keller erwähnt, in denen die Brauberechtigten ihr Bier aufbewahrten. 4 Gebräude von je 9 Peniger Scheffeln Malz ergeben etwa 40 große Fässer Bier. Bei 61 Brauberechtigten wären das im Ganzen etwa 2440 Fässer gewesen. Die einfachen Keller unter den Häusern der Brauberechtigten hätten höchstens ein Viertel dieser Anzahl aufnehmen können, ganz abgesehen davon, ob sie überhaupt geeignet waren, die großen Fässer in sie hinein- oder aus ihnen heraus zu schaffen. Vielmehr bedurfte man dazu besonderer Kelleranlagen. In Lunzenau sind es die Stollen im Kellerberge, die auch Bergkeller genannt werden.

Es sind 1930 noch 14 Stück festgestellt worden. An anderen Stellen der Stadt befinden sich laut Chronik noch solche, so an der Peniger Straße, am Schäfereiweg, am Ringgäßchen usw. Das die Ansicht des Chronisten über Grund und Zweck der Kelleranlagen richtig ist, geht schon daraus hervor, dass nach den Käufen in den Gerichtsbüchern diese Keller immer nur Besitzern von brauberechtigten Häusern gehörten, soweit die Sache überhaupt nachgeprüft werden konnte. Mit unterirdischen Wehrbauten haben also die Lunzenauer Keller, ebenso wie die in vielen anderen sächsischen Städten, nichts zu tun. Immerhin mögen sie vielleicht auch manchmal als Zufluchtsort in Kriegszeiten gedient haben, aber zu diesem Zweck sind sie sicherlich nicht gebaut worden. Ebenso wird die Vermutung, dass durch diese Gänge oder Keller Verbindung mit der Rochsburg bestanden hat, in das Reich der Fabel verwiesen.
Die Brauordnung, die so manchen zunftmäßigen Zug aufweist, lässt schon vermuten, dass die Brauberechtigten zu einer Braugenossenschaft zusammengeschlossen waren. An ihrer Spitze standen die Brauhausvorsteher, deren Aufgabe die Verwaltung des gesamten Brau- und Malzhauses war.

Dieses stand in der Mitte des unteren Marktes, ungefähr dort, wo in unserer Zeit der Mai- und Weihnachtsbaum Aufstellung findet. Die Brauhausvorsteher hatten von den brauenden Bürgern den Brauhauszins, der mit 7 Groschen der Stadt und den Braupfannenzins, der mit 2, später 3 Groschen der Kirche zufloss, einzufordern. Die Stadt übernahm dafür die Verpflichtung, das Brauhaus baulich zu unterhalten. In gewöhnlichen Jahren blieb der Stadt ein Überschuss, aber schon bei außerordentlichen Ausbesserungsarbeiten musste die Stadt zusetzen. In der Chronik ist nichts erwähnt, dass beim Bierbrauen Hopfen verwendet wurde.

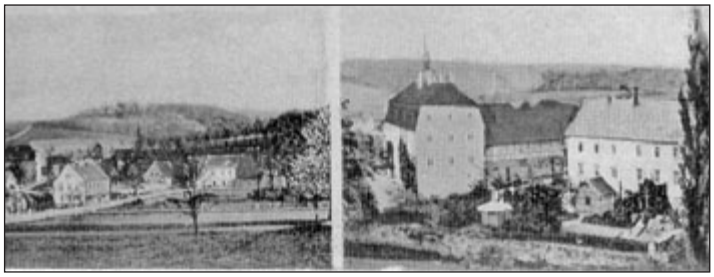
Auch in damaliger Zeit musste beim Zechen schon randaliert worden sein, denn es wurde allen Innungsmitgliedern verboten, bei den Versammlungen Waffen zu tragen. Diese Versammlungen waren oft mit Zechgelagen im Sinne von Saufgelagen verbunden. Entstand bei einem Bierschank Zank und Hader, dann hatte der Wirt die betreffenden Gäste dem Amt Rochsburg anzuzeigen, damit die Störenfriede gebührend bestraft werden konnten.

Wenn wir heute an dieser alten, guten Sitte des Biertrinkens festhalten, so leben wir nur getreu unseren Vorfahren nach!

Quelle: Ortschronik Lunzenau

Das „ehemalige Brauhaus“ (im Volksmund genannt) hinter dem Rathaus

Göritzhain um 1914



Wir „vier“ vom Schäfereiweg 104

Schäfereiweg im Jahr 1960

Eigentlich sind wir ja fünf, aber eine von uns, Karin Fickert, wohnte unterhalb des Schäfereiwegs auf der Altenburger Straße 113.
1948 zogen meine Eltern Magdalena und Joseph Czeka, die als Flüchtlinge bei Zahnarzt Schenk untergebracht waren, mit uns Kindern auf den Schäfereiweg Nr. 104 in Lunzenau. Dort wohnten bereits Christa Arnhold und Inge Hahmann. Also mit uns zweien, Dorothea und Johanna Czeka, ein komplettes Vier-Mädel-Haus.
Ich erinnere mich gern an unsere gemeinsam verbrachten Kinderjahre. Der Schäfereiweg war unser Spielplatz. Wir spielten ‚Meister gib uns Arbeit auf', ‚Fischer wie tief ist das Wasser', ‚Himmelkopp' und vor allem ‚Möpseln', was mit kleinen Tonkugeln und großen Glaskugeln unser Lieblingsspiel war. Aber auch Kreiseln gehörte dazu. Fast jeden Abend erschien Schuster Valdick mit seiner langen Lederschürze, lehnte sich an den Gartenzaun von Ischts und sagte uns das Wetter für den nächsten Tag voraus. Wir spazierten auch oft entlang des Schäfereiwegs. Dort begegneten wir dem älteren Ehepaar Buchholz. Frau Buchholz hatte fast immer Blumen in der Hand und einen Strohhut auf dem Kopf.
Ihr Mann sang, wenn er uns Kinder allein antraf, ein Lied. Ich erinnere mich noch an den Anfang: ‚Drei Lilien, drei Lilien, die pflanz' ich auf mein Grab…'.Auch war der Elsbach für uns faszinierend. Wir spielten ‚Haschen' und sprangen kreuz und quer übers Wasser. Nicht selten traten wir in den Bach und kamen klatschnass nach Hause. Rings um den Schäfereiweg gab es für uns natürlich auch ein großes Gebiet, das wir erkundeten. Da war zunächst Bauer Hölzel. Es machte uns großen Spaß, auf dem Bauernhof mitzuarbeiten. Bei der Einbringung der Getreideernte halfen wir, die Garben in der Scheune zu stapeln.

Wir gingen auch mit aufs Feld, um zu helfen. Unser ‚Lohn' war ein Hühnerei. Wir durften sogar auf dem Ochsen ‚reiten'. Wenn ich dreckverschmiert nach Hause kam, erinnere ich mich noch an die Worte meines Vaters, der sagte: ‚Ich pack dir deine Koffer und du kannst zu Hölzels ziehen.'
Das Territorium Richtergrund war auch ein beliebter Ort für uns. Im Winter zum Schlitten- und Skifahren, im Sommer zum ‚Räuber und Gendarm' spielen.
Oft war es gegen Abend in Arnholds Hof und Garten für alle gemütlich. Wir saßen auf den Gartenbänken beisammen, Herr Arnhold stellte das Radio ans Fenster und es wurde bei Musik erzählt und über verschiedene Themen gefachsimpelt.
Oftmals spielten wir Kinder auch am Abend ‚Verstecken'.
Wenn wir dann absolut nicht rein wollten, schaute Frau Hahmann oben am Giebel aus dem Fenster und sagte: ‚Ich sehe den Abendbock im Richtergrund, der kommt und holt euch!' Wir hatten zwar keine Ahnung, wer das war, aber wir hatten fürchterliche Angst.

In den Ferien spielten wir oft Schule. Dorothea war die Lehrerin und obwohl wir gerade mal Grundschüler waren, lernten wir zum Beispiel schon Russisch. Auch andere Aktivitäten standen auf dem Programm. So machten wir eine Zirkusvorstellung für alle Hausbewohner und Nachbarn oder feierten Hochzeit. Karin, die Größte von uns, war der Bräutigam, ich, Johanna, die Braut.
Ein ganz besonderes Erlebnis war das mit der ‚Mikimaus'.
In Lunzenau gab es eine kleine Frau, die ‚Mikimaus' genannt wurde. Als wir wieder einmal auf dem Schäfereiweg spielten, sahen wir auf der Altenburger Straße die ‚Mikimaus'. Wir fingen an, leise ‚Mikimaus' zu rufen, es wurde immer lauter. Auf einmal, wir trauten unseren Augen nicht, kam die ‚Mikimaus' über die Brücke, Richtung Schäfereiweg. Wir rannten natürlich ins Haus.
Christa und Inge versteckten sich im Keller hinter den Kartoffelstiegen. Ich versteckte mich mit meiner Schwester im Schlafzimmer unter den Betten. Unsere Mutter hatte davon sicher nichts bemerkt. Als die ‚Mikimaus' vor ihr stand, wusste sie von nichts! Wir hatten seitdem totalen Respekt vor der ‚Mikimaus' und versuchten, uns nicht mehr zu erkennen zu geben.
So gingen die Kinderjahre dahin. 1960 zogen meine Eltern mit uns in die Schillerstraße 10, Lunzenau. Karin war schon drei Jahre vorher mit ihrem Vater und der Oma nach Chemnitz gezogen.

Viele Jahre später, es war 2007, sagte Christa zu mir: ‚Die Karin hat sich nach uns erkundigt. Sie war in Lunzenau beim Klassentreffen.' Über Regina Languth erfuhren wir dann die Telefonnummer. Für uns stand fest: Wir rufen Karin an! So vereinbarten wir ein Treffen in Zwickau, wo Karin inzwischen viele Jahre wohnt.
Das war vielleicht eine Wiedersehensfreude! Alle hatten alte Fotos mitgebracht und die Zeit reichte nicht aus, um alles zu beschwatzen. So treffen wir uns nun zweimal im Jahr: einmal fahren wir nach Zwickau und dann kommt Karin nach Lunzenau und wir treffen uns alle bei Christa Arnhold, die noch in Lunzenau wohnt.

Wir machen jedes Mal einen Spaziergang durch die Stadt. Natürlich geht es auch vorbei am Schäfereiweg und entlang der Altenburger Straße bis zum alten Bauerngut Hölzel.
So sind nun nach über 50 Jahren die vier vom Schäfereiweg und Karin von der Altenburger Straße wieder beisammen.

Johanna Jentsch (geb. Czeka)

Erinnerungen - Familie Vogel („Pelz-Vogel“)

Die Zeit vergeht und das Vergessen kommt

Wo habe ich nur diesen Satz gehört oder gelesen? Wir alle haben Erinnerungen und Erzählungen kolorieren die eigenen Bilder der Vergangenheit. Niemand ist im Besitz der absoluten Wahrheit. Diese bleibt uns Menschen verwehrt.

Zu seiner Zeit war unser Opa Otto „vorne rund, hinten rund, in der Mitte ein dickes Pfund“ und ein allseits bekannter Mann in der kleinen Stadt Lunzenau. Er genoss großes Ansehen, war geistig lebendig, fleißig, klug und wurde oft um Rat gefragt. Er hatte Charakter und einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Er war ein Mann der Öffentlichkeitsarbeit und wirkte jahrelang als Stadtverordnetenvorsteher. In den Jahren der Weltwirtschaftskrise wurde er Weihnachten 1929 aus der Firma Wilhelm Vogel entlassen, 1945 als Leiter der Papierfabrik wieder eingestellt, um dort bis fast zu seinem Tod ohne Tadel zu arbeiten.

Otto`s Spitzname war „Singvogel“, denn er besaß eine schöne, kräftige Tenorstimme, die er im Gesangsverein „Heim“ einsetzte. Singe, wem Gesang gegeben!

Man brauchte ihn nie lange zu bitte, sei es in der Kirche, bei einer Trauung oder Beerdigung. Einmal im Jahr führte der Gesangverein ein Theaterstück auf, bei dem Otto Regie führte. Das machte ihm Spaß.

Otto liebte Wein, Weib und Gesang.

Diese Vorlieben muss wohl sein Vater, Bernhard Robert Vogel, der ein Genussmensch war, ihm in die Wiege gelegt haben. Von ihm ist verbürgt, dass er ein reicher Mann war, der mit seiner sechsspännigen Pferdekutsche durch Penig fuhr, was eigentlich nur dem König von Sachsen erlaubt war. Nach dem Tod seiner Frau ergab er sich der Trunksucht und verspielte Haus und Hof. Otto, damals etwas 14 Jahre alt, verlies sein Elternhaus. Er wollte Lehrer werden, daraus wurde nun nichts, verarmt wie er war. Doch sein Ehrgeiz trieb ihn und so brachte er es aus völlig eigenem Antrieb zum Kaufmann.

Er heiratete Martha Kamilla Gelbke, die Tochter eines Korbmachers. Sie hatte das Schneiderhandwerk gelernt, nähte für die eigene Familie, aber auch für andere. Als Otto Ende 1929 arbeitslos wurde, resignierte sie nicht, sondern eröffnete ein kleines Stoffgeschäft, das sie über Wasser hielt.

Otto unterrichtete zu dieser Zeit Stenographie und gab jungen Mädchen, welche Sekretärinnen werden wollten, Schreibmaschinenunterricht. Für seine Hobbys, Briefmarken und Skat, wusste er sich Zeit zu nehmen. Martha starb 1944 an einem Herzschlag, als Otto von der Gestapo abgeholt und in ein KZ gebracht wurde. Das war nach dem Anschlag auf Hitler am 20. Juli. Otto Vogel wurde in Verbindung zu Goerdeler in Leipzig gebracht, der an dem Attentat beteiligt war.

Seine reine Weste zu Nazizeiten war es wohl dann auch, die ihm 1945 den Posten eines Betriebsleiters der Lunzenauer Papierfabrik und der Möbelstoffweberei eingebracht hat. Als Wilhelm Pieck Lunzenau besuchte, war es Otto, der ihn führte und alles zeigte.

Martha Kamilla und Otto Vogel

Otto, ein kleiner Mann mit „Napoleonkomplex“, füllte ganz die Rolle des Direktors.

Im Sommer spazierte er mit weißer Leinenjacke, Strohhut und einem Spazierstock, den er eigentlich nicht brauchte, durch die Stadt. Zu anderen Zeiten trug er eine ockerfarbige Filzjacke im Stile Stalins, immer erkennbar an seiner strahlenden Glatze, die er täglich polierte.

Otto und Martha hatten vier Kinder-Dora, Rolf, Wally und Heinz. Es wurde gemunkelt, dass es auf Otto`s Seite noch ein paar mehr gab! Dora und Wally heirateten und zogen nach Meißen. Rolf, der 1945 für etwa 1 Jahr Direktor der Grundschule Lunzenau war, zog nach Leipzig. Heinz, der Jüngste, kam erst 1947 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Von den Vogel-Kindern sollte er der Einzige sein, der in Lunzenau blieb.

Als Überlebender von Stalingrad und Gefangenschaft kam er als gebrochener Mann zurück. 32 Jahre alt und ohne Beruf. Im Krieg war er Sanitäter und wäre gern Arzt geworden. Aber Kriege hinterlassen nur Verlierer. Und so wurde Heinz Vogel Kürschnermeister-„Pelz-Vogel“.

Oma Vogels kleines Stoff- und Kurzwarengeschäft in der Rooseveltstraße 243, jetzt Karl-Marx-Straße, hatte überlebt.

Gerda Vogel geb. Richter aus Wittenberg, die Heinz noch vor dem Krieg geheiratet hatte, auch Schneiderin wie Martha Vogel, hatte das Geschäft kurzerhand nach deren plötzlichen Tod übernommen. Verkauft wurden Stoffe, Strümpfe, Knöpfe, Reißverschlüsse, Bänder, aber auch Papierwaren, hauptsächlich Schulhefte und Packpapier.

Dazu kamen nun die Pelze. Am Anfang waren es, da niemand Geld hatte, Umarbeitungen, Mützen und Muffs.

Dann wurden Pelzwesten aus Kaninchenfellen modisch, die Gerda kunstvoll mit folkloristischen Motiven bemalte. Mehr und mehr Leute bestellten sich nun auch einen neuen Pelzmantel, meistens aus gefärbtem Kaninchenfell, aber auch Persianer. Auch Capes kamen in Mode.

Die Pelze wurden auf dem Leipziger Brühl gekauft, der sich nach und nach erholte. Heinz nahm Aufträge auch aus anderen Städten an und konnte sogar für einige Zeit Frau Caladozzo, eine Pelznäherin aus Leipzig, beschäftigen. Es ging aufwärts.

Wenn man sich schon keinen neuen Mantel oder Jacke leisten konnte, so sollte es wenigstens ein schicker Pelzkragen oder Pelzbesatz auf dem alten Tuchmantel sein! Das Geld eines Kürschners muss auch für den Sommer reichen, man muss also fleißig und einfallsreich sein. So entstanden die Pelzblumen. Zum Glück hörte auch die Nachfrage nach Pelzmützen für Männer und Frauen nie auf, denn die Winter in Deutschland sind nun mal kalt!

Im März 1954 starb Gerda nach schwerer Krankheit. Sie hinterließ eine minderjährige Tochter und eine Nichte, die sie aufgezogen hatte. 1956 heiratete Heinz seine zweite Frau Ilse geb. Schmidt, im November 1956 wurde ihre Tochter Marion geboren.

In den späten 50-er Jahren zog die Familie in ein altes Fachwerkaus Am Ring 10.

Das Haus hatte früher der Familie Reichenbach gehört, die dort einen, besonders bei Kindern beliebten, Laden mit Bonbons, Lebkuchen und Alpenbrot führten.

Dieses Haus gab der Familie und dem Geschäft wesentlich mehr Platz.

Hier existierte Pelz-Vogel bis Ende 1987.

Sonja Vogel unter Mitwirkung von Marion Spreer geb. Vogel und Arnd Vogel

Anmerkung: Sonja Vogel zog bereits 1957 aus Lunzenau weg.

Neue Glocken - Mutterkorn und Paprika

Zwei der drei Lunzenauer Glocken waren 1940 vom Kirchturm geholt worden, weil die Bronze für die Produktion kriegswichtiger Teile umgeschmolzen werden musste.
Das hatten die Nazis von Wilhelm zwo gelernt, dessen Strategen schon einmal 1917 im deutschen Reich viele Geläute einschmelzen ließen. So auch zwei Glocken aus Lunzenau. Beide Male gab es keinen „Endsieg“ und überall bimmelte es danach nur dünn über dem Elend der Menschen. Nach vierzehn Jahren seit „45“ ging es uns mindestens so gut, wie gleich zu sehen sein wird.

Die sozialistische Arbeitsmoral war verbreitet durchgedrungen und mir war nicht bewusst, dass ich sie verletzen könnte. Ich hatte nämlich einfach meinen HO-Fleischerladen meiner Mutter und meiner Braut überlassen und der Bitte des Pastors entsprochen. Vielleicht war es auch „Der Lange“, also Doktor Henning gewesen, der mich geworben hat, oder der Apotheker, ich weiß es nicht mehr so genau.
Im Herbst 1959 waren in feierlichem Zug die drei neuen Kirchenglocken eingeholt worden. Ich habe jetzt Fotos davon gesehen und darauf kein einziges frohes Gesicht im Publikum ausmachen können, auch mit der Lupe nicht. Das gibt zu denken. Aber das ist ein anderes Thema. - Ich war gebeten worden, beim Hochziehen der größten und letzten Glocke zu helfen. Meine selbstauferlegten Pflichten im Laden waren für den Nachmittag erledigt. Ich erstieg den Kirchturm. Der war mir als Junge schon bekannt gewesen wie die berühmte Westentasche. Oben saßen Rolf Schindler, Herr Lempe aus dem Hause Uhrmacher Spreer und zeitweise andere junge Leute. Ich möchte sie alle würdigen, aber ich weiß partout nicht mehr, wer es war. - Sie können ja „Hier!“ rufen. - Wenn man an dem schweren Flaschenzug fünfzig Züge getan hatte, war die Glocke gefühlte zwei Zentimeter nach oben gerückt. Das zog sich in die Länge. Die Glocke hing über Nacht auf halber Höhe. Am zweiten Tag hockten wir wieder nachmittags im luftigen Glockenstuhl und erzählten so dies und das, nebenbei die Zug-Kette abwechselnd bedienend.

Da hörten wir jemanden poltern, ächzen und blasen. Ein schmaler Kopf erschien in der Luke und dann hievte der Doktor Henning einen Kasten Bier herauf. Die männlichen Leser wissen, was das bedeutete.
Es waren Peniger Flaschen mit Bügelverschluss, lieblich anzuhören. Aber ein anderer Bezug ist bedeutender. Dieser Mann freute sich, wie alle, dass wir ein neues Geläut bekamen. Und er war froh über den Bürgersinn, der, fromm oder nicht, der Kirche als öffentlicher Einrichtung diesen freiwilligen Dienst bescherte. Daher tat er auch uns etwas Gutes. Wir selbst waren weit entfernt von solch heh-ren Gedanken, wir machten es einfach. Und ich entsinne mich, dass es Anpflaumereien von oben zum Markt hinunter und umgekehrt gab. Wir konnten beobachten, wen es schon um Halb Fünf ins Muldenschlösschen trieb.
Monteure tauchten auf, als die Glocke vor dem Turmfenster schwebte. Wir stiegen ab, denn bei der Montage hätten wir nur gestört.
Die kirchliche Glockenweihe ist mir nicht erinnerlich. Vielmehr denke ich an die Einladung zu einem Abendessen im Gemeindesaal. Pfarrer Zeitz und seine Frau wollten allen Helfern damit danken. Tatkräftig unterstützt wurden sie von der imposanten Gattin des Apothekers Wagner. Mir erschien sie stets als gütige Respektsperson. Die beiden stammten aus Siebenbürgen. Sie waren „Umsiedler“. Der Apotheker, sicher der „Sponsor“ des Ganzen, war auch Rosenzüchter mit eigener Sorte, liebenswürdig, ausgesucht höflich, sehr gebildet, nicht eingebildet, ein Herr. Die kräftig artikulierende Sprache der Wagners sorgte für eine gewisse Distanz, die mir unseren „Dialekt“ lasch erscheinen ließ. - Ich muss hier einmal abschweifen: Weil wir im Biologie-Unterricht gelernt hatten, dass Mutterkorn bei Kindbettfieber hilft, sammelte ich als Junge in Bauer Jahns Kornfeld solche schwarzen Körner und brachte sie treudeutsch zum Apotheker.
Herr Wagner tat, als würde er schon lange auf eine Lieferung dieses Mißwuchses warten und gab mir mit Dank einen Beutel Krügerol dafür. - Nun zurück zum Thema: Die Frau Wagner hatte für den besagten Abend ein Szegediner Gulasch und Knödel gekocht. Ich erfuhr, obwohl mit Gulasch an sich vertraut, dass man für das Szegediner Gulasch Fleisch und Zwiebeln zu gleichen Teilen ansetzt. Wegen meiner Fachkompetenz kann von der Schätzung 12kg + 12kg Roheinsatz für die wahrscheinlich 15 Beteiligten ausgegangen werden.
Der Nachschlag ist eingerechnet. Bei den Knödeln fällt mir eine Schätzung schwer. Mir ist nicht klar, auf welcher Kochstelle die Riesentöpfe gestanden haben.

Ob im Pfarrhaus eine so große Kochmaschine stand? Ach, und noch etwas hatten uns ja die in Lunzenau angesiedelten Ungarn-Deutschen beigebracht: Die Verwendung von scharfem Paprika. (Selbst gezogen.) Der war auch in dem Gulasch. Soll ich einmal reden wie damals? - **Na gut: Wir haben gefressen.** Recht fröhlich war es auch, wegen des Rosenthaler Kadarka. Wie ich mich an die Sache erinnern konnte? Greisenhaftes Langzeitgedächtnis!

Peter Böttger - Dresden 2012

Frau Ingrid Schiller hat im Auftrag der Kirchgemeinde Fakten zu den Lunzenauer Glocken erforscht:

03.10.1788 Aufzug der Glocke, die aus Überresten der im Stadtbrand zerschmolzenen Glocken gegossen wurde. Man hängte die Glocke in einen provisorischen Glockenstuhl am Markt.
1801 Erwerb einer zweiten Glocke.
1886 Weihe dreier neuer Glocken.
1917 Entfernung von Glocken zu Kriegszwecken.
1921 Die Firma Schilling aus Apolda liefert drei neue Glocken.
1940 Entfernung zweier Glocken zu Kriegszwecken
Die Verbliebene wurde an die Gemeinde Hirschfeld gegeben, als 1959 die Firma Schilling, Apolda, die drei neuen Glocken lieferte. Sie wiegen 354, 522 und 908 kg.
Am 31.10. 1959 fand die Glockenweihe statt. Seit 05.09. 1966 gibt es die Funktion des Läutejungen nicht mehr. Es wurde einen elektrische Läutanlage installiert.
Danke, Frau Schiller!
Die Fotos steuerte Herr Rolf Lindner bei. Dank auch dafür.

Vom Landleben in Lunzenau und Umgebung 1800 - 1900

von Klaus Lüpfert

Am 24.August 1852 heiratete mein Urgroßvater Friedrich Lüpfert (1820-1886) in der Burgstädter Stadtkirche die Müllerstochter Eleonore Böttger (1824-1895) aus Göppersdorf (heute zu Burgstädt gehörend). Sie waren Bauern in Niederelsdorf und hatten 7 Kinder. Ihr Sohn Oskar (1865-1945) beschrieb im Alter das bäuerliche Leben seiner Jugendzeit.

Das Familienbild zeigt Oskar als Junge zwischen seinen Eltern sitzend.

Im Folgenden möchte ich einiges aus der Niederschrift zitieren. Ich zitiere wörtlich. Meine eigenen Bemerkungen werden in Klammern und kursiv geschrieben.

Oskar schreibt über seine Mutter, die mit einer Stiefmutter und 4 Stiefschwestern aufwachsen musste:

Von der Bäuerin..

„..ein besonderes Gedenkblatt für dich liebe Mutter, Du gute,fromme Seele!
Mit vierzehn Jahren die Mutter verloren, wusstest du selbst am besten mit drei jüngeren Geschwistern,was das zu bedeuten hat, wenn bald eine Stiefmutter einzieht und weitere vier Mädchen; im ganzen also 7 Kinder aus erster und zweiter Ehe. Da gab es Arbeit, harte, grobe, im Stall und in der Scheune, im Garten und auf dem Felde, die Dir vor allen aufgebürdet wurde.

damalige Gebrauchsgegenstände
v.l. Brotkorb, Ölflasche, Essigflasche

Dennoch hast Du die Heimat lieb behalten, besonders die Mühle in Göppersdorf, in die wir zur Kirmes und öfter, auch nach dem Ableben Deines ehrwürdigen Vaters, einkehrten und wo es immer recht lustig zuging, zumal ein Gang zum Burgstädter Jahrmarkt selten versäumt wurde. Doch als der Prinz dort das Dornröschen oder richtiger „Aschenbrödel“ entdeckt und Dich „so eigen angeschaut“ hatte, bist Du ihm im gereiften Alter von achtundzwanzig Jahren alsbald gefolgt. *(mit „Prinz“ meinte er seinen Vater Friedrich)*
Die Arbeit als Mutter und Bäuerin ist im einzelnen gar nicht auszusagen , zumal in einem so umfänglichen Wirtschaftsbetriebe mit der täglichen Arbeit von früh bis abends spät in Küche und Stall, dazu die Kinder!
Krankheiten bleiben nicht aus und welche Hand ist wohltuender als die mütterliche?
Ich weiß nur von einem Augenleiden in der Kindheit; das Einblasen von Körnchen war eine Tortur und immer ein Schirm vor den Augen, bis ein Handelsmann, der alte Schlimper *(Pimper, wie wir ihn neckten)* durch Umschläge mit einer von ihm empfohlenen Flüssigkeit schmerzlos heilte. Ich habe ihn stets als meinen Retter vor Erblindung angesehen. Als Mutter selbst längere Zeit krank lag in der Oberstube, weil in keiner anderen Kammer ein Ofen stand und täglich der Arzt kam, war es uns allen sehr bange um sie und eine gedrückte Stimmung.
Beherrschte sie doch den Geist des Hauses und wusste zu schlichten und zu vermitteln, eine Frohnatur und wenn auch nicht fabulierend, erzählte sie gern oder trällerte ein Liedchen, konnte viele Sprüche und Verse aufsagen. Wenn Gäste kamen, wurde etwas vorgesungen, „Wenn ich mich nach der Heimat sehne“, „Hoch vom Dachstein an“, „Mein Herz ist im Hochland“ u.v.a. war das Repertoire.

Vom Bauer

„Vater war ein musikalisch interessierter Bauer. Natürlich gehörten Feldbestellung, Stallarbeit, Flegelschwingen u.a.m. zu seinen Aufgaben.
Frühzeitig begann Vater mit dem Ausdreschen. Wenn beim Flegelschwingen einigermaßen Takt gehalten wurde, klang es, zumal zu sechs, hübsch harmonisch, nach der Größe abgestimmt, der lauteste Schlag vom ersten und dritten an der Bansenseite , an der einen hinauf, der anderen rückwärts, ohne aufzuhalten die Hände wechselnd.
Waren es erst die vollen Garben, aus denen die Körner ins Gesicht sprangen, so wurden sie dann aufgebunden und ausgebreitet, worauf es von neuem los ging. Schließlich folgte das „Aufräumen“, Strohbinden und Körner zusammen schieben. Ehe die Reinigungsmaschine erfunden wurde, musste noch „geworfelt“ werden, von einem Einzelnen den ganzen Tag lang, sodass durch den Wurf Körner und Spreu geschieden wurden, der bloße Staub wurde zur Tenne hinaus gefegt.
Wurden hierbei schon die Arme ausgerenkt, so noch mehr im anhaltenden Mähen des Getreides *(mit Sensen)*, an das man sich auch erst gewöhnen musste, ehe man vor Schmerzen wieder Schlaf fand.
Aber eine, wenn auch schwache, Hilfe war in der drängenden Erntezeit recht erwünscht.
Gesund wenigstens ist solche Arbeit, ebenso das Holz hacken und macht Appetit.
Mitte der siebziger Jahre traf eine Dreschmaschine ein, eigentlich wohl unbestellt, sodass Vater sie nicht annehmen wollte. Doch waren seine Brüder sehr dafür sie zu behalten und so wurde sie aufgestellt, nur leider nicht an der Hof-, sondern Außenseite,was zur Folge hatte,dass die Pferde verkehrt herum gehen mussten *(Die Maschine wurde mit Pferdekraft betrieben)*.
Dieser „Trempel“ wurde noch überbaut, hatte jedoch nur ein Fenster, durch das man beim Umgange schnell mal einen Blick nach der Straße werfen konnte, die einzige Abwechslung des stundenlangen „Treibens“, wenn nicht bei zu starkem „Einlassen“ der Riemen zum Schüttelsieb absprang; dann galt es schnell anzuhalten. Zuerst habe ich dabei gern Gesellschaft geleistet, doch allein es später recht langweilig gefunden. Es hatte nur den einen Vorzug, dass man bei Wind und Wetter unter Dach und Fach war.
Seit durch elektrischen Antrieb überflüssig geworden, *(Kraftstrom wurde 1908 installiert)* ist dieser Anbau zur Scheune einbezogen und über der oberen Tenne eine Einfahrt eingebaut worden, wodurch das Abladen wesentlich erleichtert wurde.
Dieses und vieles andere hat sich durch Maschinerie vereinfachen lassen.
Mit den Pferden hat sich Vater weniger abgegeben, auch niemals eins bestiegen, während er uns Kinder beim Hereinführen manchmal darauf setzte, wogegen vom Großvater gesagt wurde, dass er als flotter Reiter die entfernt wohnenden Söhne, öfter den kränkelnden in Breitenbach, besuchte.
Vom Vater wurde mir erzählt, dass er beim Fällen von Bäumen im Wald beinahe erschlagen wurde; einen Schaden hat er jedenfalls davon behalten, sodass er über Schmerzen im Rücken klagte, und obwohl er sich auch Brüche zugezogen hatte, ließ er sich doch keine Schwachheit merken, wo es galt zuzugreifen.
Brot und Kuchen wurde vom Vater stets selbst gebacken *(Die benachbarte Bäckerei Engelmann wurde erst 1910 eröffnet)*. Der Deich *(gemeint ist „Teig“)* wurde in der Wohnstube mit schweißvoller Stirn zubereitet und „aufgetan“ und dann von uns Kindern in Schlangen schnell hinüber und herüber getragen. Es drang aber oft ein beißender Rauch in die Augen, namentlich wenn Vater mit vollen Backen in das glimmende Dorngestrüpp, das darin mit verbrannt wurde, hinein blies. Hatte dann ein Kuchen dem in der Ecke mit einem Strohwisch an der langen Stange *(der immer wieder ins Wasser getaucht werden musste)* zusammen gekehrten Kohlenhaufen zu nahe gestanden, besonders der flüssige Syrupskuchen, so schmunzelte

Bauernhof mit Wohnhaus und Backhaus

er:“ den verbrannten muss der Bäcker selber essen“.Doch fand er auch andere Gehilfen dazu, was an den Mäulern zu erkennen. Je nach Bedarf wurde der Ofen mehrmals hintereinander gefüllt *(Backen und Heizen erfolgte ausschließlich mit Holz aus dem örtlichen Wald)*.
Zu einer Schreckensnacht wurde uns der 9. März 1870, als in der 10.Stunde die Scheune mit reichlichen Vorräten in Flammen aufging. Vater war in der Kanapeecke eingeschlafen. Da erscholl beim Schlafen gehen seiner Geschwister durchs Haus der Schrei: “Die Scheune brennt!“. Sofort war Vater auf, um die Pferde aus dem Stalle zu bringen, sowie zu Anordnungen für die herbeieilenden Feuerwehren, damit die anstossenden Gebäude durch Bespritzen geschützt würden. Sie sind infolge Windstille erhalten geblieben *(Die Feuerwehr des Dorfes besaß damals bereits eine einfache Handdruckspritze)*.

Noch sehe ich, als ich aus dem Bette gegriffen und zum Nachbargut getragen wurde, wie die älteste, stets resolute Schwester Lina mit gefülltem Wassereimer zum Scheunentor lief, aus dem die Feuergarben hervorschossen, während der glühende Dachschiefer zerknackte und fortgeschleudert wurde, der Himmel erglühte und die Umgegend taghell leuchtete (*ein schauervoller Anblick, der mich oft im Traum verfolgt hat)*. Am nächsten Morgen qualmte es fort in den hohlen Mauern, die Stube nur notdürftig wieder eingeräumt, alles lag durcheinander, stille Tränen flossen.Erst nach Jahren hat ein Bursche, dem das Flegeldreschen nicht behagt hatte, nachdem er beim Verhör dreist geleugnet hatte, aber bei weiteren Brandstiftungen ermittelt worden war, es eingestanden, durch eine Luke in der äußeren Wand das Stroh angezündet zu haben. Diese Lüftungen wurden beim Wiederaufbau mehr versetzt und die Mauern verlängert mit dem Nebengebäude verbunden, wohl auch die zweite Tenne eingefügt. Statt des Lehmbodens wurden mächtige Eichenbohlen gelegt. Darunter war es hohl, wodurch es nun beim Dreschen laut hallte.“

Diese Niederschrift gibt zusammen mit anderen Artikeln im Lunzenauer Heimatblatt einen Überblick über das Leben von 1800 -1900 in unserer Gegend.

Diesbezüglich möchte ich nennen:

- „Das Steuer - Catastrum 1793-1800 von Niederelsdorf“, in dem auf 120 handgeschriebenen Seiten das Dorf zur Neufestlegung der Steuern detailliert beschrieben wird.
  Lunzenauer Heimatblatt 2004, Seite 8
- „Das Leben in der Getreidemühle / Kellermühle Lunzenau 1830 - 1870 „
  Lunzenauer Heimatblatt 2010, Seite 2
- „Ein Lunzenauer in Virginia“, vom Leben des ältesten Sohnes der Kellermühlenfamilie, Franz Liipfert, der 1852 vom Lunzenau nach Hamburg lief , nach Amerika auswanderte und erfolgreich in Clarksville eine Möbelfabrik aufbaute.
  Lunzenauer Heimatblatt 2005, Seite 9
- „Die Geschichte des Sächsischen Hofes“, vom Leben des jüngsten Sohnes der Kellermühlenfamilie, Otto Lüpfert, der den Sächsischen Hof in Lunzenau , Markt 5, erbaute.
  Lunzenauer Heimatblatt 2007,Seite 9
- „Brauerei Niederelsdorf“, in der von 1878 - 1921 mit dem Wasser von 2 Quellen, die am Fuß des Kiessandberges Biesig entspringen, Bier gebraut wurde.
  Lunzenauer Nachrichten 2003
- „Die Chronik von Niederelsdorf von 1100 bis heute“ berichtet ausführlich über das Landleben in Lunzenau und Umgebung 2006.

Das Heimatblatt auch im Internet:
www.lunzenau.de

Im Wandel der Zeit - über sechs Jahrzehnte Sportgeschichte in Lunzenau

Es ist ein schöner Sonntag im Frühherbst, die Sonne scheint und man findet fast kein Wölkchen am blaugrauen Himmel. Plötzlich hört man ein schrilles Pfeifen durch die Luft ziehen und kurz darauf dann ein wirres Gemisch von Menschenstimmen. Es ist 15.00 Uhr und ein Punktspiel unserer ersten Männermannschaft hat gerade begonnen.
Nur Wenige wissen alles über den Verein, und so wollen wir heute die Gelegenheit nutzen und versuchen zu erzählen, was es zu berichten gibt über den mittlerweile größten Verein in unserem Lunzenau. Aller Anfang ist schwer und so ist es auch mit der Vereinsgründung. Man könnte dazu weit in die Vergangenheit zurück gehen, in die Zeit des Ursprungs des Sports oder in die vergleichsweise jüngere Vergangenheit mit dem ehemaligen Namensgeber unseres Sportplatzes, Friedrich Ludwig Jahn, oder besser „Turnvater“ Jahn“ genannt. Wir werden uns aber auf die Zeit konzentrieren, kurz bevor man den Entschluss gefasst hatte, die Betriebssportgemeinschaft (BSG) „Einheit Lunzenau“ zu gründen, wenn man so will, die Grundlagen unseres Vereins, das war am 05. April 1950. Zunächst war Sport als Begrifflichkeit noch nicht existent, man sprach von „sozialistischer Körperkultur“, diese wurde von der SED zur Staatsangelegenheit. Es gab direkte Weisungen und Regelungen der Staats- und Parteiführung. So versuchte man, den richtigen Stellenwert zu finden. Die alten Vereine gab es nicht mehr, an ihre Stelle traten nun die BSG'en, in denen die Belegschaften und Kollektive der Betriebe ihrer Freizeitgestaltungen nachgingen, so auch in Lunzenau.
Hier ergriffen Sportbegeisterte aus der damaligen Möbelstoffweberei, Edela und Papierfabrik, den künftigen Trägerbetrieben, die Initiative. Man hatte sich an jenem Frühlingstag im April 1950 in den Verwaltungsräumen der Möbelstoffweberei zusammengefunden. Nach kurzer Diskussion kam es zur Wahl von Sportfreund Hans Scheubner zum ersten Vorsitzenden der BSG, 28 registrierte Mitglieder hatte der Zusammenschluss damals. Bereits ein Vierteljahr später, am 24. Juli 1950 erfolgte im städtischen Kulturhaus die Vereinigung mit der SG Vorwärts. Zu den ersten gemeinsamen Aufgaben zählte die Schaffung eines neuen Sportplatzes, da man Ende der dreißiger Jahre auf der alten Fläche die damalige Molkerei errichtet hatte.

Sportplatzbau 1950

Noch heute muss man den Mut und Willen zur Veränderung dieser Sportfreunde bewundern, ohne die es den Verein heute wohl nicht geben würde. So konnte dann auch am 20. September 1952 der fertige Platz seiner Bestimmung übergeben werden.
Nicht unerwähnt soll Sportfreund Karl Heyl bleiben, der den Vorsitz auch viele Jahre mit viel Engagement ausführte.
Die Sektionen entwickelten sich, neben Kegeln und vielen anderen, so zwei ganz besonders, zu einem das Turnen. 1957 mit Klaus Böttger, einem Lehrer-Absolvent der Hochschule Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz, kam ein Mann mit ausgezeichnetem

Turnniveau nach Lunzenau. Gemeinsam mit seinen Kollegen, wie Manfred Otto, Hans Pfefferkorn, Peter Mehner und vielen mehr, bemühte man sich erfolgreich, die Sektionen zu entwickeln. Dies zeigte sich an den vielen Erfolgen und dem kameradschaftlichen Miteinander. Wenn auch es die Sektion in dieser Form leider heute nicht mehr gibt, sind noch viele der damaligen Sportfreunde dem Verein freundschaftlich verbunden und pflegen Kontakte zueinander. Die Zweite der schon erwähnten Sektionen, die sich überdurchschnittlich entwickelten, war die der Fußballer.
Unter der Leitung verdienstvoller Sportfreunde wie Gerhard Zinßmann, Helmut Schmieder und Siegfried Berthold, erreichte man einen Ruf weit über die Grenzen des damaligen Kreises hinaus.
Neben Turnen und Fußball war die Sektion Leichtathletik auch weit über die Kreisgrenze bekannt und erfolgreich.

Einweihung Sportlerheim 1975

Sportlerheimbau 1974

Die Wende kam und mit ihr auch das nächste Umdenken im Sport. Gemeinsam sollte alles moderner, offener und freier werden.
So löste sich die erfolgreiche BSG auf und gründete in einer

1987

Versammlung am 11. August 1990 im Speisesaal der „Texturseide“ einen Verein. Die BSG-Leitung wechselte in den Vereinsvorstand und unter großer Zustimmung der damals 61 Mitglieder wurde Sportfreund Wolfgang Krenkel, bereits langjähriger BSG-Leiter, zum Vereinsvorsitzenden gewählt. Zur Diskussion an diesem Abend stand auch die zukünftige Bezeichnung des Vereins. Nach intensiver Diskussion einigte man sich auf SV Fortschritt Lunzenau e.V., der Anfang einer kleinen Erfolgsgeschichte. So stieg die Zahl der Mitglieder stetig und man realisierte gemeinschaftlich viele Vorhaben und Ziele, feierte Erfolge und Feste. Auch Niederlagen blieben nicht aus, diese spornten nur noch mehr an.
Wieder ist ein Pfeifen zu hören, wie schnell doch die Zeit vergeht! Das Spiel endet mit 3 Punkten für uns und wenn man alles genau bewertet, ist auch die Geschichte des Vereins ein Gewinn.
Im Jahr 2012 zählt der Verein weit über 400 Mitglieder, die sich derzeit 12 Abteilungen wie Dart, Volleyball, Tischtennis, Fußball und vielen mehr sportlich beteiligen und gemeinsam aktiv Sport betreiben. Wie zu jeder Zeit spielen politische Einflüsse und Rahmenbedingungen eine Rolle und lassen offen, was den SV Fortschritt Lunzenau e.V. in seiner Zukunft erwartet. Nur eines ist klar, wo Menschen einen festen Willen haben und sich an Vorbildern wie den Gründervätern und Akteuren der verschiedenen Zeiten des Vereins orientieren, wird es immer eine Zukunft geben.

Der Vorstand des SV Fortschritt Lunzenau e.V.

In eigener Sache: Wir würden uns freuen, wenn sich ehemalige Mitglieder wieder einmal melden und eventuell sogar wieder ihren Platz im Verein finden. Außerdem suchen wir dringend nach historischen Materialien, wie Bilder, Texte, Zeitzeugenberichten, um unserem Anspruch einer guten Chronik über unseren Verein gerecht zu werden. Unterstützen Sie uns dabei. Sport frei!

Impressionen

Lunzenau - Königsstraße jetzt Karl-Marx-Straße

Oberhohenkirchen ca. 1914

Der geplante Tod - Erlebnisse eines Lunzenauers

Gerd Hortenbach

Ich bin Gert Hortenbach, am 19. September 1943 in Lunzenau, Altenburger Straße 93 (Stadt Altenburg), geboren.
Jedoch nicht von meinen Erlebnissen möchte ich erzählen, sonder darüber, was mein Vater, Hilmar Hortenbach, erlebt hat, soweit das anhand seiner Schilderungen und meiner Recherchen möglich ist.
Den Anstoß hat ein Buch mit dem Titel „Der geplante Tod“ gegeben, auf das ich eher zufällig gestoßen bin. Nachdem ich mich grob über den Inhalt informiert hatte, wurde mir klar, dass die dort geschilderten Vorgänge mit dem zu tun hatten, was uns mein Vater über seine Gefangennahme und die unmittelbare Zeit danach erzählt hatte. Ich komme später darauf zurück, möchte vorher zum besseren Verständnis den Werdegang des Hilmar Hortenbach bis dahin beschreiben. Hilmar Hortenbach wurde als letztes von zehn Kindern am 4. Februar 1915 in Lunzenau geboren. Die Familie lebte damals im Haus der späteren „Bäckerei Plaue“ an der Ecke Altenburger Straße - Hofeweg
Später zog die Familie um, in die heutige August-Bebel-Straße, in das Haus von Kuhns, in die obere Etage. Sein Vater Otto arbeitete in einer kleinen Zigarrenfabrikation als Zigarrenmacher, damals eine weit verbreitete Branche. Seine Mutter Franziska stammte aus dem Sudetenland. Sie war eine ganz einfache und gütige Frau, die ich als kleiner Junge noch kennenlernen durfte. Neben der Behütung der aus heutiger Sicht reichlichen Kinderschar hat sie in jeder freien Minute an der Nähmaschine gesessen und Handschuhe genäht. Auch das war zu dieser Zeit eine weitverbreitete Heimarbeit. Die so erworbenen Einkünfte der Eltern haben wohl gerade so gereicht, um eine Existenz auf einer sehr weit unten befindlichen Stufe zu ermöglichen. Aber auch das war damals eher das Übliche.
Jedenfalls ist bekannt, Hilmar war ein guter Schüler. Außerdem ist bekannt, dass Hilmar bereits mit 15 Jahren eine begnadete Bassstimme hatte, die ihn schon in diesem Alter befähigte, in einem Männerchor zu singen. Ein Hobby, das er bis ins hohe Alter sehr intensiv betrieben hat. Das Singen war, so kann man getrost sagen, ein wesentlicher Lebensinhalt für ihn.
Und nicht nur im Chor hat er das gepflegt, sondern sehr gerne auch in geselliger Runde am Stammtisch beim Bier. Viele Stunden dieser Art, zum Beispiel im „Weißen Roß“, in der „Börse“ oder im „Kiautschau“, habe ich als Junge miterlebt. Seine Devise war: “ Und sind wir von der Arbeit müde, so bleibt noch Kraft zu Liede“. Also kann ich sagen, er war in diesen Kreisen sehr beliebt, auch wenn der Gesang nicht gleichermaßen alle Anwesenden begeisterte. So erinnere ich mich an den Ausspruch von Saupen „Aule“: „Jetzt fangen die wieder an zu wimmern“, wobei das eher gutartig gemeint war. Und wenn mich als Jungen jemand nach meinem Namen fragte, und ich sagte, ich bin der kleine Hortenbach, so kam meisten postwendend die Aussage: „Ach von Hortenbachs Hilmern, dem Sänger“.
Das war seine Welt, besonders nach den vielen Jahren Krieg und Gefangenschaft, die er hinter sich gebracht hatte.
Also weiter in der Jugendzeit. An eine weiterführende Ausbildung war selbstverständlich nicht zu denken. Es hieß damals: „Du gehst in die Fabrik“. Die Fabrik, das war die Vogelsche Weberei. Dort lernte Hilmar den Beruf des Webers, Punkt und fertig! Ich weiß heute nicht genau, ob überhaupt und dann wie lange er als Geselle gearbeitet hat. Ich weiß aber, dass er in folge der Weltwirtschaftskrise arbeitslos war und so zum Reichsarbeitsdienst (RAD) kam. Der Einsatz der jungen Männer erfolgte vorwiegend im Erdbau, zum Beispiel dem Autobahnbau. Das heißt, das wesentliche Arbeitsinstrument war der Spaten, der als solches entsprechend gepflegt wurde. Da der Arbeitsdienst aber auch der Vorbereitung auf den Dienst beim Militär diente, gab es noch für jeden Arbeitsdienstler einen Exerzierspaten, eine Art Spaten de Luxe, der ausschließlich als Ersatz für eine Waffe zum Exerzieren diente!
Die Entlohnung war knapp, der Mann mit dem untersten Dienstgrad, der Arbeitsmann, erhielt pro Tag 25 Pfennige. Dazu allerdings Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung und Ausrüstung, also eine Art all inklusive! Ob es Zigaretten und Stiefelwichse gab, ist möglich, von mir jedenfalls nicht nachweisbar. Neben der Arbeit an allgemeinnützlichen Projekten musste eine rekrutenähnliche Ausbildung absolviert werden. Dazu waren Exerzieren, Marschieren, Geländeübungen sowie auch eine allgemeinbildende und politische Schulung

Exerzieren mit dem Spaten

Teile des Dienstes.
Übrigens war ein solcher Arbeitsdienst auch für Frauen eingerichtet. Ich erinnere mich, dass meine Mutter erzählte, sie sei in Oranienburg gewesen und habe dort in einer Fabrik Gasmasken für Pferde hergestellt.
Der Arbeitsdienst dauerte in der Regel ein halbes Jahr, er fiel in das Jahr 1936.
Danach folgte der aktive Wehrdienst, den Papa Hilmar zwei Jahre von 1937 bis 1939 in Leisnig bei der Infanterie absolvierte.
Die Entlassung fiel in den Sommer, in dem ein großes Schulfest in Lunzenau stattfand. Das Fest war dem 50-jährigen Jubiläum des Neubaues der Schule gewidmet und muss sehr großartig ausgestattet gewesen sein. Hilmar konnte sich leider nur einige Tage im Trubel der verschiedenen geselligen Veranstaltungen bewegen, der Drang

Arbeit mit dem Spaten

dazu war nach der zweijährigen harten Dienstzeit sicher verständlich.
Denn, folgerichtig kündigte sich mit Macht der Beginn des Krieges an. Bereits nach einer Woche in Lunzenau erhielt er die Einberufung bzw. den Gestellungsbefehl. Es wurde ernst und es ging mit der Unbarmherzigkeit eines Schicksalschlages los.Ein Entrinnen war praktisch ausgeschlossen!
Am 31. August 1939 wurde in einer amtlichen deutschen Rundfunkmitteilung bekanntgegeben, das Deutsche Reich habe den Frieden durch Verhandlungen mit Polen retten wollen, sei jedoch durch den Starrsinn Polens zum Krieg gezwungen. Und so marschierten Deutsche Truppen am 1. September ohne Kriegserklärung in Polen ein. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Papa Hilmar war von Anfang an dabei. Nach nur vier Wochen ist der Polenfeldzug bereits abgeschlossen. Die polnische Armee kapitulierte Ende September. Aber es ging weiter. Um Frankreich zu besiegen, wurden erstmal ab dem 14. Juni 1940 die Benelux- Staaten überfallen und kassiert. Hilmar war dabei. Zumindest für diese Zeit ist mir sicher bekannt geworden, dass sein Dienst in einer Fahrradschwadron erfolgte, das heißt, die Soldaten saßen nicht auf einem Pferdesattel, sondern auf dem Sattel eines Fahrrades! Diese Einheiten, auch als Kavallerie zu Rad bezeichnet, wurden wegen ihrer besonderen Mobilität vorwiegend für Aufklärungsaufgaben eingesetzt. Sie hatten eine hohe Marschgeschwindigkeit, waren nahezu lautlos und konnten auch leichte Bewaffnung mitführen.
Papa war dann an der holländischen Nordseeküste zur Bewachung der eroberten Gebiete eingesetzt. Tägliche Patroullienfahrten mit dem Fahrrad gehörten zum

Dienst in dieser Zeit. Nachdem auch Frankreich „gefallen“ war, deutsche Truppen besetzten am 14. Juni 1940 Paris (Hilmar war nicht dabei!), wurden maßgebliche Truppenbewegungen in Richtung Osten ausgelöst. Und, trotz vorher abgeschlossenem Friedensvertrag mit Stalin fiel die Deutsche Wehrmacht am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion ein. Der in der Geschichte bekannt gewordenen „Fall

Fahrradschwadron auf dem Vormarsch in Russland

Barbarossa“ nahm seinen schlimmen Beginn.

Auch Papa Hilmar war dabei und kam im Zuge der Kampfhandlungen auch in den Kessel von Stalingrad. Über diese Zeit habe ich nichts erfahren. Das wichtigste aber, und darüber hat er mehrfach gesprochen war, dass er kurz vor Weihnachten 1942 - also kurz vor der Kapitulation des Generalfeldmarschalls Friedrich Paulus am 31. Januar 1943 - das erste große Glück in diesem Krieg hatte. Mit erheblichen Erfrierungen an den Fersen gelang es ihm, sich mit letzter Kraft an ein Flugzeug zu klammern und so dem Kessel und der sehr wahrscheinlichen Vernichtung zu entkommen. Das war also ein erster gewaltiger Schnitt, die Frage ist nun, wie ging es weiter.

Nach der zumindest teilweisen Heilung der Erfrierungen in einem Lazarett kam Hilmar Hortenbach (HH) fast in die Heimat, nach Torgau, Schloss Hartenfels. Dort war er im Rahmen seiner Rehabilitation eingesetzt bei der Ausbildung von neuem Menschenmaterial für die verschiedenen Fronten. Inzwischen war er chargiert - so sagte HH immer für „befördert“ - zum Feldwebel. Das waren vergleichsweise kurähnliche Bedingungen für einen fronterprobten und vom „Pulverdampf“ gezeichneten Soldaten. Er hätte wohl auf diese Art den Krieg in relativer Sicherheit überdauern können. Aber nein, und HH hat das immer wieder bedauert und sich dafür selbst als Blödian bezeichnet, ließ er sich überzeugen, einen Trupp Militärangehörige an die damalige Südostfront zu begleiten. Diese Reise endete wiederum kurz vor dem Kaukasus in einem Fiasko. Sein zweites großes Glück war, er konnte wiederum dem sicheren Untergang irgendwie entweichen und sich in den Truppenrückzug aus Ost bzw. Südost einordnen.

Inzwischen waren die Alliierten in Nordfrankreich gelandet und marschierten erfolgreich Richtung Deutschland. Ein letztes Aufbäumen der Deutschen Wehrmacht war die sogenannte Ardennenoffensive, die auch als Unternehmen „Wacht am Rhein“ bekannt und am 16. Dezember 1944 gestartet wurde.

HH war selbstverständlich mit von der Partie. Wieder die ganze Härte unvorstellbarer Kriegshandlungen gegen übermächtige Gegner. Folgerichtig brach dieses Unternehmen komplett zusammen und die Reste der zum großen Teil versprengten Wehrmachtsangehörigen mussten sich in „Gefangenschaft“ begeben. Damit begann für HH und für Hunderttausende deutsche Soldaten eine Tragödie, die kaum glaubhaft erscheint und deren Verlauf und Ergebnisse nur sehr wenig bekannt geworden sind.

„Der geplante Tod“, so der Titel eines Buches des kanadischen Journalisten James Bacque , der darin einen erschütternden Bericht über ein vergessenes Kapitel der Kriegsgeschichte zur Veröffentlichung brachte. Zur Einstimmung zitiere ich aus dem Klappentext:

„Der Tod vieler deutscher Kriegsgefangener in amerikanischen und französischen Lagern 1945/46 schien ein abgeschlossenes Kapitel der Zeitgeschichte zu sein und angesichts der über 50 Millionen Toten des Zweiten Weltkriegs allenfalls eine Fußnote wert. Was der kanadische Journalist James Bacque nun nach Studien in Archiven und Befragen zahlreicher Zeitzeugen aufdeckt, ist sensationell und erschreckend zugleich. Er weist nach, dass in den amerikanischen und französischen Lagern nicht, wie bisher angenommen, einige Zehntausende Gefangene umkamen, son-der nahezu eine Million.

Sie erlagen witterungsbedingten Krankheiten, sie starben an den Folgen mangelhafter Hygiene, an Seuchen und vor allem an Unterernährung. Neu und sensationell an Bacques Enthüllungen ist nicht allein die Zahl der Opfer, sonder vor allem, dass nicht das Chaos der unmittelbaren Nachkriegsverhältnisse schuld war an den Todesfällen, sondern eine von General Eisenhower zu verantwortende Politik. Bacque zeigt, dass die US-Armee über genügend Lebensmittel zur ausreichenden Versorgung der Gefangenen verfügte, dass Hilfe seitens des Roten Kreuzes und anderer Organisationen planvoll unterbunden wurde, und dass die Gefangenen trotz der katastrophalen Zustände in den Lagern ohne Not über Monate und Jahre hin festgehalten wurden“

In ein solches Todeslager kam HH. Er sagte immer, wenn die Sprache darauf kam: “Wir lagen wie die Regenwürmer im Schnittgerinne!“ Der Tod war nur eine Frage der Zeit. So richtig konnte ich mir das alles damals nicht vorstellen. Erst nachdem ich per Zufall auf dieses Buch gestoßen bin, konnte ich seine Worte richtig verstehen. Da er damals noch lebte, gab ich ihm selbstverständlich das Buch zu lesen. Er sagte:“ Genau so war es“ und hat auch einige Seiten besonders angestrichen.

Zum Verständnis des Folgenden ist es wichtig zu wissen, die von den Amerikanern gefangen genommenen Deutschen wurden offiziell und in den Statistiken nicht als „Kriegsgefangene“ bezeichnet. Das hätte nämlich die Behandlung nach den Genfer Konventionen zur Folge gehabt.

Die Amerikaner erfanden den Begriff „Kategorie entwaffneter Soldaten“ und damit war es möglich, vorbei an den Bestimmungen der Genfer Konventionen diese unglaublichen Gräueltaten zu vollbringen.

Um dies zu belegen, zitiere ich einige Passagen aus dem Bericht bzw. aus dem genannten Buch und aus dem Internet.

Buch, S. 52: „Im April 1945 wurden Hunderttausende von deutschen Soldaten, sowie Kranke aus Hospitälern, Amputierte, weibliche Hilfskräfte und Zivilisten gefangen genommen ... Ein Lagerinsasse von Rheinberg war über achtzig Jahre, ein anderer war neun Jahre alt ... andauernder Hunger und quälender Durst waren ihre Begleiter, und sie starben an der Ruhr. Ein grausamer Himmel übergoss sie Woche für

Lager Rheinwiesen

Woche mit strömenden Regen ... Amputierte schlitterten wie Amphibien durch den Matsch, durchnässt und fröstelnd ...

Ohne Obdach tagein, tagaus und Nacht für Nacht lagen sie entmutigt im Sand von Rheinberg oder sie entschliefen in ihren zusammenfallenden Löchern.“

Buch, S. 56: George Weiss, ein Mann, der Panzer repariert hatte, sagte, in dem Lager am Rhein herrschte eine solche Enge: „dass wir uns nicht mal richtig hinlegen konnten. Die ganze Nacht mussten wir aufrecht sitzen, einer an den anderen gepresst. Aber am schlimmsten war der Wassermangel. Dreieinhalb Tage bekamen wir überhaupt kein Wasser. Wir tranken dann unseren eigenen Urin. Das schmeckte fürchterlich, aber was sollten wir machen? Einige legten sich der Länge nach hin und leckten den Boden in der Hoffnung, ein bisschen Feuchtigkeit zu bekommen. Ich war so schwach, dass ich schon auf den Knien lag, als wir endlich ein bisschen Wasser zu Trinken bekamen. ...

Ich habe Tausende sterben gesehen.
Sie haben die Leichen auf Lastern abtransportiert.“ Internet: In diesen Käfigen aus Stacheldraht wurden deutsche Soldaten (die USA verfügten über fast 6 Millionen!) zusammengepfercht auf engstem Raum ohne Baracken oder Unterstand, Zelte oder Decken, ohne jede sonstige Lagerinfrastruktur (Waschräume, Latrinen, Küche, Krankenbaracken) verhungern und verdursten gelassen, jedem Wetter ausgesetzt.
Internet: Viele oder gar die meisten Opfer aber forderte der Schlamm und der bodenlose Untergrund an den Latrinen, deren Benutzung namentlich nach lang anhaltenden Regenfällen wie jetzt Ende April /Anfang Mai zu einem Spiel mit Leben und Tod ausartete. Die Tatsache darf daher in keiner Lagerchronik fehlen, dass in jener Zeit vor allem nachts mancher sich nur noch mühsam auf den abgezehrten Beinen haltende Landser vom dringenden Gang auf die Latrine nicht mehr in sein Erdloch zu den Kameraden zurückkehrte, weil er kraftlos hineingefallen war in jenen stinkenden und kaum zu beschreibenden Abgrund, aus dem es kein Entrinnen gab.
(R. Spenner, a.a.O., S. 37 f.)
In dieses Höllenschicksal musste mein Papa HH sich ergeben. Sein Lager war das in Munzig im Elsass. „Wie die Regenwürmer im Schnittgerinne .... „, diesen Ausspruch werde ich nie vergessen. Und nachdem ich das Buch gelesen hatte, siehe auch die wiedergegebenen Ausschnitte, wird mir die ganze tiefe Bedeutung dieser formelhaften Beschreibung bewusst. Ich hätte, bevor ich das Buch gelesen hatte, an eine solche Realität nicht denken können. Wenn wir in familiärer Runde darauf zu sprechen kamen, wurde das Thema eher scherzhaft abgetan, weil wir es leider nicht deuten konnten. Was mag wohl in HHs Kopf bei solchen Gelegenheiten vor sich gegangen sein!

Die große Frage ist wieder einmal, wie ist er dieser Situation entkommen. Dass er es ist, beweist die Tatsache, dass er 1949 heimkam. Hatte er etwa wieder und zwar zum dritten Mal das ganz große Glück? Wie verhielt es sich damit? Ja, das Glück war wieder auf seiner Seite und bewahrte ihn abermals vor einem qualvollen Ende.
Also, man suchte Freiwillige für folgendes Vorhaben: In Straßburg-Cronenbourg gab es eine französisch-deutsche Kriegsgräberstätte, in der bereits nach dem ersten Weltkrieg 1717 deutsche, 386 französische Soldaten und 1164 verstorbene Kriegsgefangene verschiedener Nationen ihre letzte Ruhestätte fanden. Der Volksbund gemeinsam mit dem französischen Gräberdienst übernahm Ende des zweiten Weltkrieges den Ausbau und die Pflege dieser Kriegsgräberstätte. Es wurden 1069 deutsche und 1969 französische Soldaten gemeinsam dort bestattet. Das bedeutete, es mussten 3038 tote Soldaten, die irgendwo behelfsmäßig bestattet waren, ausgegraben, transportiert und in Straßburg-Cronenbourg wieder begraben werden. HH meldete sich für diesen Dienst, da er fühlte, und so hat er es uns auch beschrieben, dass er damit die einmalige Chance erhielt, mit dem Leben davon zu kommen. Die so rekrutierten Freiwilligen bekamen zumindest eine Ration Weißbrot und etwas Rotwein als Verpflegung und als Arbeitsausrüstung Gummistiefel und Gummihandschuhe. Die Arbeit war eine Grausige, weil die antransportierten Soldaten meistens in einem Zustand der Verwesung und Auflösung eintrafen. Der Umgang mit diesem „Material“ war also außerordentlich „unappetitlich“! Auf Einzelheiten in dieser Hinsicht, mein Papa ließ da schon mal was verlauten, will ich hier verzichten. Daraufhin angesprochen versicherte er uns, dass, wer fast sechs Jahre den Krieg erlebt hatte, so abgestumpft war, dass auch das keine große Überwindung mehr kostete.

Also, von nun an ging es nicht mehr bergab, denn tiefer als das „Schnittgerinne“ ist dann nur noch ein Ort unter der Erde, sondern wieder aufwärts in seinem Leben. Leider weiß ich nicht, wie lange er dort auf dem Soldatenfriedhof gearbeitet hat. Jedenfalls gab es irgendwann wieder eine glückliche Wendung. Es kam der Besitzer einer Weberei in Hüttenheim/Elsass.
Er suchte Weber für seine Fabrik, und HH als in Lunzenau ausgebildeter Weber meldete sich. Das erwies sich als sehr glückliche Fügung. Die dort Beschäftigten hatten nicht den Status von Gefangenen, sondern von „Internierten“. Das bedeutete konkret, Unterbringung in mit ordentlichem Lebenskomfort ausgestatteten Baracken, Lohnzahlungen sowie Ausgang. Es existieren Bilder aus jener Zeit, die belegen, dass es ihm, gemessen an den vergangenen Jahren, richtig gut ging. Geschafft, kann man sagen. Er wollte auch gar nicht zurück nach Lunzenau und hätte dort ganz gut auch seine Familie ernähren können. Unsere Mama, die ihn sogar einmal dort besucht hatte, war strikt dagegen. Sie klammerte sich an ihr Erbe, das „Stadt Altenburg“, was sich später als nicht glücklich herausstellte. Es kam zu einem Zerwürfnis zwischen den Eheleuten. Letztlich kam HH 1949 wieder in Lunzenau an. Die Wogen hatten sich geglättet, und unsere Familie begann, als solche unter den gegebenen Bedingungen, so recht und schlecht zu funktionieren.
Nun dem Krieg und der unmittelbaren Nachkriegszeit wie beschrieben entronnen, wollte HH nur noch auf Arbeit gehen, ab und zu ein Bier trinken und singen, was wohl sehr verständlich erscheint. Aber die nach dem Krieg entstandene politische Großwetterlage schickte seine Ausläufer auch nach Lunzenau. HH wurde auf das Rathaus bestellt und dort massiv bedrängt, wieder von Lunzenau weg zu gehen. Die neuen Parolen hießen „Wismut“ bzw. „Uranbergbau“ im Erzgebirge. Für HH war an dieser Stelle absolut Schluss. Nein das war für ihn überhaupt und nicht mal andeutungsweise eine Alternative. Bis ins hohe Alter konnte er seine Empörung darüber, wenn das Gespräch auf dieses Thema kam, nicht unterdrücken.
1949 im Alter von 34 Jahren zurück gekehrt, die besten Jahre im Leben eines Mannes beim Militär, im Krieg und Gefangenschaft verbracht, so lautet das Fazit am Ende dieser Geschichte.

Hilmar Hortenbach auf dem Soldatenfriedhof Straßburg-Cronenbourg

Doch, es gibt noch ein gewisses Happyend. Nachdem wir reisen konnten, wohin wir wollen, haben wir ein lang gehegtes Ziel in Angriff genommen, nämlich mit HH gemeinsam die Stätten seiner Erlebnisse im Elsass zu besuchen. Meine Cousine Liane Schlensog, geborene Kretzschmar, lebt seit vielen Jahren mit ihrer Familie in der Stadt Mühlacker, zwischen Stuttgart und Pforzheim, im Badischen gelegen. Ihr Vater war der Schneidermeister Karl Kretzschmar, der vielen alten Lunzenauern noch bekannt sein dürfte. Ihr Mann, Wolfgang Schlensog, bot sich als unser Reiseführer an. Das war uns eine gute Hilfe, weil er erstens sich ganz gut im Elsass auskannte und zweitens sogar etwas französisch sprach. Gemeinsam mit unserem Vater haben wir die Weinstraße in der Pfalz mit entsprechenden kulinarischen Erlebnissen wie Weinprobe und deftiges Essen bereist, und natürlich waren wir dann im Elsass.
Der Besuch des Ortes seiner Gefangennahme sowie den Soldatenfriedhof Straßburg-Cronenbourg und den Ort Hüttenheim samt Weberei, die noch besteht, und der Kneipe, in der man während der Zeit der Internierung manches Bier getrunken hat, haben wir gemeinsam gesucht, gefunden und sehr beeindruckt in Augenschein genommen. Die innere Bewegung beim Wiedererkennen sowie die Verarbeitung der Tatsache, überhaupt noch mal diese Örtlichkeiten erleben zu können, war HH deutlich anzumerken. Ich bin überzeugt, das war sein emotional größtes Erlebnis im Alter, immerhin war er da 79 Jahre alt. Wir als Beteiligte waren außerdem sehr froh und glücklich, dass uns sehr gelungen war, was wir uns vorgenommen hatten.
So endet die Geschichte über meinen Vater Hilmar Hortenbach. Ich hielt es für notwendig, das alles niederzuschreiben und hoffe auf interessierte Leser.

WOLFGANG BÖNITZ

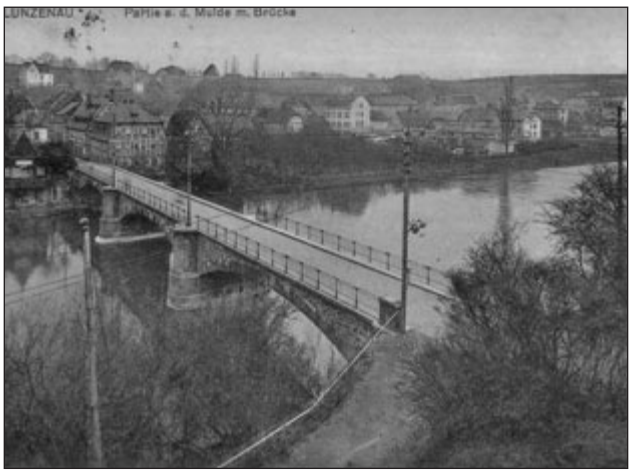
...und immer über die Muldenbrücke...

Die Brücke zwischen Lunzenau und Hohenkirchen steht schon seit Jahrhunderten in den verschiedensten Konstruktionen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war ihr Aufbau sehr einfach, im wesentlichen war die Brücke aus Holz gezimmert, mit Pfählen, Belag und Geländern, die von Zeit zu Zeit erneuert werden mussten. Aber in allen Jahrhunderten war sie eine unverzichtbare Verbindung von Ost und West, ermöglichte den Austausch von Gütern und landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die auf beiden Seiten des Flusses hergestellt und geerntet wurden.

Gewaltig an Bedeutung gewann die Brücke für die Lunzenauer mit dem Ausbau der Bahnlinien zwischen Chemnitz und Leipzig (1872) und zwischen Glauchau - Rochlitz - Großbothen (1876) im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Lunzenau war damit an die Welt angeschlossen worden und die wirtschaftliche Entwicklung der kleinen Stadt erhielt enorme Impulse. Fabriken - z.B. die Erweiterung der Weberei (1872), der Neubau der Papierfabrik (1885) sowie die Strumpffabrik Lindemuth (1886) - und viele Handwerksbetriebe konnten gegründet und erweitert werden; deren Erzeugnisse wurden über die Brücke zu den Bahnhöfen gebracht und versandt, die Rohmaterialien kamen auf dem umgekehrten Weg in die Stadt. Die Läden erweiterten ihr Angebot und wenn auch die Auswahl nicht so umfangreich war, wie in einer größeren Stadt, man konnte alles zum Leben nötige im Ort kaufen.

Ebenso erging es auch den benachbarten Gemeinden und den kleinen Städten, von denen hier als Beispiel nur Penig, Burgstädt, Rochlitz und Glauchau genannt werden sollen. Wer keine Arbeit in der Stadt selbst fand, fuhr nunmehr ohne wesentliche Probleme mit der Eisenbahn nach Chemnitz, Burgstädt, Geithain, Penig u. a. Städten, um dort sein Brot verdienen. Begabte Schüler besuchten die Mittelschulen in Penig und Burgstädt oder das Gymnasium in Rochlitz.

Natürlich nur, wenn die Eltern sich das auch leisten konnten.



Für die Lunzenauer erschlossen sich diese ganzen neuen Möglichkeiten durch die kleine schmale, seit 1863 stabile steinerne Brücke über die man hinweg gehen musste, um alle gebotenen Chancen nutzen zu können.

Ich möchte im Rückblick auf Erinnerungen eingehen, die ich als Lunzenauer Junge und als junger Mann an diese Brücke habe und auf die Bedeutung, die sie in meinem und dem Leben meiner Familie hatte. Die Eisenwarenhandlung F. G. Bönitz hätte wohl mein Großvater nicht gründen können, wenn Lunzenau nicht über diese Brücke mit den Bahnlinien verbunden gewesen wäre. Alle Öfen, Herde und sonstige Eisenwaren, die mein Großvater im Angebot hatte, erreichten Lunzenau über einen der beiden Bahnhöfe in Hohenkirchen oder in Cossen. Gewöhnlich wurde alles mit dem Handwagen von dort abgeholt, nur bei größeren Lieferungen erledigte das ein Pferdefuhrwerk.

Mein Vater zog mit 16 Jahren aus seinem Vaterhaus aus, um in Nauen eine Ausbildung in einer Eisenwarenhandlung zu erhalten und arbeitete danach in Chemnitz bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Jeden Morgen fuhr er mit dem Fahrrad über die Brücke zum Bahnhof Cossen, von da nach Chemnitz mit dem Zug und abends wieder zurück. Das war immer ein langer Tag; alle die nach Chemnitz zur Arbeit fuhren und das waren aus Lunzenau nicht wenige, mussten am Morgen gegen 5 Uhr aufstehen, erreichten aber die Wohnung in Lunzenau gewöhnlich nicht vor 19 Uhr. Meine Mutter arbeitete in der Strumpffabrik Lindemuth in Hohenkirchen über viele Jahre.

Die beiden hatten sich bei einem Tanzabend im Mai 1928 im Gasthof Cossen kennengelernt, er brachte nach dem Tanz seine spätere Frau zum ersten Mal nach Hause, nach Oberelsdorf. Dazu mussten sie bei diesem gemeinsamen Gang natürlich auch über die Muldenbrücke. Vielleicht haben sie dabei die ersten Küsse ausgetauscht?

Kein Wunder also, wenn ich zu der Brücke ein inniges Verhältnis habe!

Meine eigenen Erinnerungen mit der Überquerung der Brücke beginnen mit den Einkäufen in der Fleischerei Krasselt, der Gemüsehandlung Arnold und dem Konsum an der Straße nach Berthelsdorf. Diesen Laden fand ich als Knabe großartig, er hatte die Form eines rechten Winkels; eine Winkelseite bot alle Dinge des täglichen Bedarfs an Nahrungsmitteln und Getränken, die andere Winkelseite Kleidung, Schuhe, Wäsche und andere schöne Sachen. Der Laden war damit gewissermaßen der Vorläufer eines Kaufhauses. In der Fleischerei Krasselt wurde damals noch geschlachtet und neugierig ging ich einmal durch die Hoftür zu dem Schlachtraum. Ein Ochse erhielt gerade den bewussten Schlag auf die Stirn und ging mit weit aufgerissenen Augen und steifbeinig zu Boden. Ich wurde sofort des Hofes verwiesen, aber gesehen hatte ich schon genug. Es war sehr eindrucksvoll für mich, einen Schüler der ersten Klasse, doch Vegetarier bin ich deswegen nicht geworden!

Sonntags ging ich oft mit meinen Eltern an der Lindemuth'schen Fabrik vorbei zum Eichberg bis nach Göhren. Ein wunderschöner Spazierweg entlang der Zwickauer Mulde bis zur Göhrener Brücke und weiter. Mein Vater erzählte dann immer, der Brückenbaumeister habe sich von der Brücke gestürzt, als bei der Einweihung 1872 der erste Zug eine Senkung des Bauwerkes spüren ließ. Das hat mich sehr beeindruckt; ich habe diese Saga später noch bei jeder anderen, größeren Brücke (z. B. der Goeltzschtalbrücke) auch gehört oder gelesen, gestimmt hat sie wohl nirgends! Die Brückenbaumeister haben die angeblichen Stürze von den hohen Brücken durchweg gesund und munter überlebt! Alle Brücken stehen noch und sind imponierende und sehr schöne Bauwerke.

Als ich zur Schule ging, es war schon in den Kriegsjahren, arbeitete meine Mutter in Heimarbeit für die Strumpffabrik und nahm die Kontrolle der Strümpfe mit der notwendigen abschließenden Maschenaufnahme vor, das nannte sich „repassieren“. Wöchentlich mindestens einmal hatte ich mit dem Handwagen den Austausch der „repassierten“ Strümpfe mit noch unfertigen durchzuführen. Ich brauchte für den ganzen Vorgang ziemlich genau eine Stunde. Da das von meiner Freizeit am Nachmittag abging, beeilte ich mich immer sehr, zog oft sogar den Handwagen über den Kirchberg und die heutige Pestalozzistraße - eingespart habe ich aber immer nur Minuten. In den Sommerferien wollte meine Mutter unbedingt vermeiden, dass ich den ganzen Tag nur auf der faulen Haut lag und schickte mich deshalb vormittags in den Eichberg, wo ganz am Ende, kurz vor Göhren reichlich wilde Himbeeren wuchsen. Die sollte ich in einem Krug sammeln, um die Vitaminzufuhr zu verbessern. Ich habe das auch ganz gern gemacht, war allein, konnte meinen Gedanken ein wenig nachhängen und gegen Mittag wieder über die Brücke nach Hause schlendern.

Der Krug war meist nicht ganz voll - wahrscheinlich war er zu groß oder die Himbeeren zu klein! Am Nachmittag ging ich aber

immer mit relativ gutem Gewissen im neuen Freibad schwimmen.
Und mit mir wiederum auch viele Kinder und Jugendliche aus Hohenkirchen und Cossen, die über die Brücke mit dem Fahrrad fuhren und ebenfalls mit großer Freude ihre Freizeit im Stadtbad von Lunzenau verbrachten.
Ein wichtiger Grund über die Muldenbrücke zu gehen, war für die Einwohner aus Hohenkirchen, Cossen und Göritzhain der Besuch der beiden Kinos in Lunzenau, der „Sonnen - Lichtspiele“ und des „Tivoli“. Beide „Lichtspieltheater“ waren in den Zwanziger Jahren eröffnet worden und mauserten sich nach und nach zu ansehnlichen Treffpunkten, die einen enormen Unterhaltungswert und Zulauf hatten. Sie wechselten normalerweise zweimal wöchentlich das Programm, informierten auf großen Plakattafeln überall in der Stadt und in den Nachbargemeinden über die Filme und legten auch Fotos aus Filmszenen in Schaufenstern von Läden aus.
Die Besucher hatten die Möglichkeit in einer Woche max. vier Filme zu sehen und viele nutzten das auch. Die Filme endeten nach 90 min, Filmwerbung gab es kaum und die Wochenschau war auch nach 10 min schon vorbei. Kurz nach 22 Uhr konnten die Besucher schon wieder zu Hause sein, sich für den nächsten Arbeitstag ausschlafen und von dem gesehenen Film träumen. Die Sitze im Kino waren recht eng und die Beine konnte man nicht wirklich ausstrecken - also viel länger als 100 min war eine Vorstellung auch nur mit steif gewordenen Gelenken auszuhalten.
An Sonntagen wurden drei Vorstellungen angeboten, am Nachmittag eine für die Kinder, die das Kino oft bis auf den letzten Platz füllten und den Beginn der Vorstellung immer mit lauten Rufen begrüßten. Am späten Nachmittag und am Abend gab es dann noch zwei Vorstellungen. Fast immer waren die Kinos gut gefüllt.
Die Filme, ihre Wahrnehmung und die ausgelösten Empfindungen bildeten einen ständigen Gesprächsstoff, die Filmschlager wurden ganz schnell erfasst und fröhlich gesungen. Da behauptete Heinz Rühmann *„...Ich brech' die Herzen der stolzesten Frau'n, weil ich so stürmisch und so leidenschaftlich bin...“*, Johannes Heesters stellte fest *„... Man müsste Klavier spielen können...“* oder *„...Mein Herz müsste ein Rundfunksender sein...“*; Hans Albers verhieß *„... Silbern klingt und springt die Heuer, heut bin ich ein feines Aas...“*; Ilse Werner forderte *„...Sing ein Lied wenn Du mal traurig bist...“*; alles Lieder die sofort aufgenommen und gesungen, gepfiffen oder auch nur gesummt wurden.
Im Verlauf des Krieges wurden die Lieder verheißungsvoller aber viel unbestimmter. Zarah Leander sang *„... Ich weiß, es wird einmal ein Wunder gescheh'n...“* und *„...Davon geht die Welt nicht unter...“*, Ilse Werner wiederum drückte das so aus *„... Kauf Dir einen bunten Luftballon, halt ihn fest in Deiner Hand, stell Dir vor er fliegt mit Dir davon in ein fernes Märchenland...“*.
Alle Lieder waren eingängig, drückten die Sehnsucht der Zuschauer und ihre Träume nach diesem friedlichen Märchenland aus und wurden sicher auf dem Nachhauseweg über die Muldenbrücke, aber nicht nur da, laut gesungen.
Für junge und auch schon ganz junge Leute war der Kinobesuch eine herrliche Gelegenheit, im Dunklen, im geheizten Kinosaal in körperlicher Enge zusammen zu sitzen, einen fröhlichen Film zu sehen und sich von ihm zum zärtlichen Mitmachen anregen zu lassen.
Im Krieg bot das Kino die Möglichkeit für zwei Stunden alles Bedrückende des Tages auszuschließen und in eine Scheinwelt hinab zu tauchen, denn die Filme wurden zunehmend fröhlicher, zeigten eine heile Welt und ließen die Sehnsucht nach einer normalen friedlichen Situation übermächtig werden. Das war von Propagandaminister Goebbels auch so gewollt und deshalb merkte man von den Problemen der Kriegszeit in den Filmen fast nichts. Im letzten Kriegsjahr wurden die Filmvorführungen aber immer öfter vom Hinweis des Personals unterbrochen: *„Fliegeralarm, wir müssen abbrechen“*. Dann liefen alle so schnell als möglich wieder nach Hause, - und die Bewohner der östlichen Muldenseite eben wieder über die Brücke - um schnell in die Keller zu kommen, die Schutz bieten sollten.
Ich war ab 1941 Pimpf im Jungvolk und zog oft mit dem ganzen Trupp, der sich damals Fähnlein Lunzenau 27/214 nannte, im Braunhemd über die Brücke zum Eichberg zu Geländespielen und Exerzierübungen. Wenn wir über die Brücke zogen, mussten wir sehr laut singen, z.B. *„Unsere Fahne flattert uns voran..“ oder „Die blauen Dragoner, sie reiten..“ oder auch „..Heia, heia, Safari“*. Das letzte Lied sollte den Einsatz der Kolonialtruppen in den deutschen Kolonien in Afrika im ersten Weltkrieg unter General Lettow - Vorbeck ehren, dessen Soldaten seinerzeit in hellbraune Khaki - Uniformen gekleidet wurden. Weil davon nach dem Krieg noch alle Lager voll waren *(Lettow - Vorbeck musste 1916 in Afrika kapitulieren und brauchte die Vorräte nicht mehr)*, deckte sich die Nazi - Bewegung billig damit ein. Die Farbe wurde schon vor 1933 Kult und so kamen auch die Pimpfe zu hellbraunen Hemden. In der Kriegszeit kamen aber auch viele über die Brücke, die von den Kriegsereignissen schon hart getroffen waren. Es waren Evakuierte aus Nord - und Westdeutschland, bereits von Bomben Geschädigte und Schulklassen aus diesen Regionen Deutschlands, die Zuflucht vor den Angriffen aus der Luft suchten.
Der damalige Kieler Schüler Uwe Stein erinnert sich an seinen ersten Weg über die Muldenbrücke:
„...Es war wieder der Mai, im Jahre 1943, (unsere „Iltisschule“ war zwischenzeitlich auch schon von Bomben getroffen worden) als man uns während des Unterrichts das nächste Reiseziel mitteilte. Ich entsinne mich noch, dass ich zum Kieler Hauptbahnhof ging und die Fahrpläne studierte, um zu erkunden, wo Lunzenau liegt, wie weit entfernt es von Kiel ist und ob es überhaupt einen Bahnhof hat.
Mit etlichen anderen Klassen ging es in einem Sonderzug dann im Wonnemonat 1943 an die Mulde. Da angekommen, wurden unsere Koffer mit einem Pferdefuhrwerk über die Muldenbrücke in die Schule von Lunzenau gebracht, während wir den Weg zu Fuß dorthin zurücklegten...“
Die Lunzenauer Einwohner halfen wo sie konnten und viele der zeitweiligen Gäste haben sich später sehr herzlich bedankt. Besonders Kinder, die von ihren Eltern in Lunzenau bei Verwandten, Bekannten oder auch nur Gasteltern untergebracht waren, erinnern sich bis heute an die liebevolle, elterliche Aufnahme. Von einer Frau, die als kleines Hamburger Mädchen nach den furchtbaren Luftangriffen auf Hamburg im Juli 1943 in Lunzenau in einer Familie Aufnahme fand, hörte ich nach mehr als 50 Jahren einen regelrecht begeisterten und immer noch tief berührten Bericht, wie gut und herzlich sie als „Kind und Schwester“ eingegliedert wurde und wie wohl sie sich fühlte. Ich konnte ihr den Kontakt zu ihrer damaligen „Schwester“ wieder vermitteln.
Auch der o. a. Kieler Schüler Uwe Stein schreibt in seinen Erinnerungen:
„...Während der Zeit der Trennung unseres Landes habe ich oft an die Lunzenauer gedacht, welche Opfer sie, ohne Entgelt, damals für uns gebracht haben...“
Es waren vor allem die Frauen und Mütter, die diese Hilfsbereitschaft aufzubringen hatten. Was hatten die Frauen in diesen Tagen nicht alles zu bewältigen und - man sah es ihnen an! Alte, ausgedehnte Strickjacken, verwaschene Schürzen, faltige, dunkle Strümpfe, zippelige Kleider und Röcke, ausgetretene Schuhe und wenig gepflegtes, einfach frisiertes Haar, das häufig mit einem Kopftuch bedeckt wurde. Die Hautfarbe war fahl von der täglichen Angst um die Männer, die Söhne und andere Familienangehörige im Krieg, der Sorge, wie man die Familie am nächsten Tag noch satt bringt, wie das Holz und die Braunkohle für eine einigermaßen warme Stube herangeschafft würde, wie der Kleingarten bestellt werden könne, um paar Tomaten, Kohlrabi, Äpfel und Stachelbeeren zu ernten. Wenn sie nachts dann erschöpft im Bett lagen, ging die Sirene und jagte alle wieder hoch. Und dennoch diese wunderbare, ständige Hilfsbereitschaft - ohne viele Worte - gegenüber denen, die dieser Hilfe so sehr in diesen schlimmen Zeiten bedurften. Das sollte nicht vergessen werden!
Es war auch die Zeit, da viele junge

Männer, begleitet von ihren besorgten und angsterfüllten Müttern, Frauen und Freundinnen über die Brücke zum Bahnhof Cossen zogen, um den Wehrdienst an irgendeinem Frontabschnitt anzutreten oder als sechzehnjähriger Luftwaffenhelfer bei einer Fliegerabwehrkompanie. Wie viel fröhlicher waren sie, wenn sie einmal zu einem Urlaub den Weg von den Heimatbahnhöfen nach Hause antreten konnten, aber das war ja stets nur eine kurze Zeit der Freude, dann mussten sie wieder hinaus und ich habe die Abschiedsszenen noch vor meinen Augen, die sich auf dem Bahnhof Cossen abspielten. Für viele der jungen Männer war der Gang über die Brücke ohne Wiederkehr. Für sie blieb nur noch die schwarz umrandete Anzeige in den lokalen Zeitungen.

Dabei war es schon eine Wiederholung, ebenso hatte sich das bereits im Ersten Weltkrieg 1914-1918 zugetragen. Da mussten ihre Väter und deren Brüder als junge Männer den gleichen Weg aus der Stadt hinaus ziehen, um in Flandern, an der Somme oder an der russischen Front ihr Leben sinnlos zu riskieren und auch zu verlieren. Der Gedenkstein auf dem Lunzenauer Friedhof erinnert daran.

Dann ging am 15. April 1945 der Krieg für die Lunzenauer und Hohenkirchener zu Ende. Einige beherzte Männer hatten noch verhindern können, dass die Brücke von der Wehrmacht gesprengt wurde. Einer der bei der Sprengung mittun wollte, war der Schwiegersohn des alten Lindemuth, ein Reserveoffizer aus dem Ersten Weltkrieg mit Namen Kupfer. Er hatte eine Tochter geheiratet, ernährte sich durch die Fabrik und es ging ihm dabei nicht schlecht.

Er gründete die Reitabteilung Hohenkirchen des „Stahlhelm“, einer Organisation von unzufriedenen ehemaligen Soldaten, die den Kaiser gern wieder haben wollten. Für sie unterstützte Kupfer 1930 den Bau einer Reithalle in Oberhohenkirchen, die

Fotografie. Um 1930
Die Reithalle an der Straße Lunzenau/ Oberhohenkirchen und Mitglieder Stahlhelm-Reitabteilung.
Die Reitabteilung wurde am 21.07.1927 im „Weißen Roß“ in Lunzenau gegründet. Nach 1945 wurde die Reithalle abgerissen

während des Krieges zu einer Munitionskammer wurde. Ich sah Kupfer als Junge manchmal auf den Wegen im Eichberg auf seinem Zossen herum hoppeln. Er hatte viel Zeit denn für die Leitung der Fabrik brauchte man ihn ganz gewiss nicht. Kupfer hielt sich wohl für ein militärisches Genie, da er glaubte durch seine Mitwirkung bei einer Sprengung der Muldenbrücke den Krieg noch zu gewinnen.

Wunderbar, dass er deren Zerstörung nicht geschafft hat!

Die Brücke musste nun den Durchzug der Panzer und schweren Lastwagen der US - Armee aushalten und tat das ohne Schaden zu nehmen. Es war eben doch Qualitätsarbeit, die unsere Vorfahren geleistet hatten! Die Muldenbrücke wurde im Sommer 1945 auf beiden Seiten ständig von den Besatzungstruppen bewacht. Nach einigen Wochen zogen sich die Amerikaner auf die Lunzenauer Seite zurück und in Hohenkirchen rückten sowjetische Truppen nach. Der Beginn einer weltgeschichtlich bedeutsamen Situation: Auf der Lunzenauer Seite die Soldaten der US - Armee und auf der östlichen in Hohenkirchen die der Roten Armee. So sollten sich die beiden Armeen, über die ganze Welt verteilt, noch mehr als 40 Jahre aufgerüstet gegenüberstehen und bei vielen Zwischenfällen hätte es bekanntlich ganz böse ausgehen können. Aber 1945 waren es noch die Waffengefährten des Zweiten Weltkrieges, die sich an der Muldenbrücke freundlich die Hand drückten, sich zusammen fotografieren ließen und alle glücklich darüber waren, den Krieg lebend überstanden zu haben.

In dieser Zeit zogen ständig von Schlesien kommende verhärmte Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder mit Handwagen über die Brücke und suchten nach einer Bleibe. Sie wurden auf beiden Seiten des Flusses von den Wachsoldaten angehalten und nach dem Woher und Wohin befragt. Über das Woher konnten sie alle präzise berichten, beim Wohin blieb ihnen nur das traurige, fragende Kopfschütteln. Man ließ sie immer, ohne weiter zu drängen, von dannen ziehen. Was hätten die Soldaten auch anderes tun können?

Die Bewachung der Brücke endete am 1. Juli 1945, die Soldaten der US - Armee zogen sich in Richtung Westen zurück und Lunzenau geriet vollständig unter sowjetische Besatzung. Nach und nach normalisierte sich das Leben in den gegebenen Möglichkeiten. Zuerst war die Ernährung zu sichern und dazu gingen die Lunzenauer wieder über die Brücke, um auf den Feldern in Hohenkirchen, in Cossen, in Berthelsdorf und Umgebung Ähren zu lesen, Kartoffeln zu stoppeln und in den Wäldern Brennholz für die Öfen zu sammeln. Alle nahmen bei den Holzaktionen ein Beil und eine kleine Bügelsäge mit, begnügten sich keinesfalls nur mit Bruchholz sondern fällten - obwohl verboten - bei diesen Ausflügen jeweils einen Baum. Der Baumbestand im Eichberg nahm stetig ab, der so genannte Brückenwald in Hohenkirchen verschwand ganz. Ziemlich kalt blieben die Stuben trotzdem, denn die nötige Braunkohle war ja auch nicht ausreichend und nur im „wasserhaltigen“ Zustand vorhanden.

Da alle möglichen, sonst nicht genutzten Flächen landwirtschaftlich bebaut wurden, erhielt meine Mutter 1946 an der Straße nach Cossen auf dem Gelände der Strumpfwirkerei eine kleine Fläche zur gärtnerischen Nutzung zugeteilt, die sie - Vater war noch in englischer Kriegsgefangenschaft - kurzerhand mir übertrug. Es waren zwar nur ca. 100 qm, aber für Gemüse und Tomaten gut geeignet. Der wunderbare Geschmack meiner Tomaten war jedenfalls nicht mit dem der holländischen Erzeugnisse, die man heute in den Supermärkten erhält, zu vergleichen. Ich habe dennoch schon in dieser Zeit leicht vergnatzt beschlossen kein Kleingärtner zu werden, denn ich musste nun fast täglich von der Altenburger Straße zum Gießen und zur allgemeinen Pflege mit dem Fahrrad, bepackt mit Gießkanne und Harke oder Spaten über die Brücke. Vorher war natürlich mit dem offenen Handwagen Mist durch die Stadt zu transportieren und in die Beete einzubringen. Das geschah einmal an einem Sonnabendnachmittag. Am Abend trat in der „Sonne“ eine tingelnde Schauspielergruppe auf (große künstlerische Möglichkeiten hatten die damals kurz nach dem Krieg auch nicht), unter ihnen der von mehreren Filmen bekannte Schauspieler Rolf Weih. Der spazierte über den Marktplatz, stand gerade vor dem „Muldenschlösschen“ und betrachtete den Markt. Ich erkannte ihn und grüßte ehrerbietig, als ich mit dem duftenden Handwagen vorbeifuhr. Er grüßte zurück, schaute aber doch etwas erstaunt auf meine Fuhre. Einen Moment hatte ich noch die Idee, mir ein Autogramm geben zu lassen, das unterließ ich aber, denn ich sah so aus, wie einer eben aussieht, der frischen Mist mit dem unbedeckten Handwagen transportiert.

Trotz der vielen Pferdefuhrwerke, die Lunzenauer Straßen und die Muldenbrücke täglich passierten, man sah selten einen Haufen Pferdeäppel. Warum? Weil jeder Haufen von den Kleingärtnern - und wer hatte keinen Kleingarten - sofort mit einer Schaufel aufgenommen und dem eigenen Komposthaufen zugeführt wurde. Je größer der Haufen, desto fröhlicher die Stimmung der Sammler!

Ach, wenn das doch auch bei den zahlreichen Haufen Hundesch..... noch heute so wäre!

Ich hatte in der Firma Graetz Radio (ab 1947 Stern Radio Rochlitz) meine Facharbeiterausbildung begonnen und musste ab 1946 täglich zum Bahnhof Lunzenau, der ja in Hohenkirchen liegt und dessen Ortsnamen wegen einer Ablehnung der damaligen Gemeindeältesten nicht annehmen durfte. So wenigstens die mir bekannte Überlieferung. Mein Zug fuhr täglich 6 Uhr 17, also

musste ich jeden Morgen gegen 6 Uhr im Geschwindschritt die Brücke überqueren und kam gegen 17 Uhr etwas gemächlicher wieder über sie zurück. Mit mir fuhren Scharen von Männern, Frauen und Jugendlichen aus Lunzenau und Umgebung nach Rochlitz, so dass die Sitzplätze immer rar waren. Graetz Radio war einer der bedeutendsten Arbeitgeber. In den ersten Jahren nach dem Krieg kam es häufig zu Zugverspätungen, manchmal mehr als eine Stunde. Das waren dann besonders lange Arbeitstage, weil auch der Magen wegen der vegetarischen Genüsse, mit denen das Frühstücksbrot bestrichen war, laut knurrte und die Mittagsmahlzeit aus der Betriebskantine auch mehrmals in der Woche aus Haferflockensuppe bestand. Der damalige (aus Lunzenau stammende) Betriebsleiter Fritz Winkler, wollte das Mittagessen für die Mitarbeiter etwas aufwerten - gutes Essen schafft gute Laune und erhöht zweifellos die Produktion - und ließ für ein paar Radiogeräte einige Schweine bei Landwirten der Umgebung eintauschen. Er entzog die Geräte dadurch den Reparationsleistungen an die Sowjets. Dafür musste er später sogar in das Gefängnis - es war der einzige Vorwurf, den ihm die Gerichtsbarkeit der DDR letztendlich machen konnte!

Am Sonnabend - damals war der Sonnabend noch Arbeitstag und ich kam erst gegen 14 Uhr wieder zu Hause an - überquerte ich die Brücke viermal, denn am späten Nachmittag eilte ich mit Pomade im Haar, in das ich eine Tolle gedrückt hatte, geputzten Schuhen, flatternden Hosen (die Hosenmode schrieb 1947/48 sehr weite Hosenbeine vor) und wehendem Schlips schon wieder zum Tanz zum Gasthof Cossen. Am Cossener Berg konnte ich meist schon einige Töne der Tanzmusik hören, das feuerte an und ich beschleunigte fast auf Joggingtempo.
Lange nach Mitternacht kehrte ich am Ende immer fröhlich über die Brücke wieder nach Hause zurück. Trotz aller Vorsicht, meine Mutter hörte mich doch stets wenn ich in Socken - die Schuhe in der Hand - über die knarrende Holztreppe in meine Kammer stieg. Sie schaute auf die Uhr und überlegte, welchem Nachbarort ich auf dem Nachhauseweg noch einen Besuch abgestattet haben könnte. Das erfuhr sie aber spätestens am Montag in der Strumpffabrik von den jungen Kolleginnen, die ebenfalls den Tanzabend besucht hatten.
Es blieb nichts geheim. Gepetzt eben!
Ab 1950 besuchte ich die Technischen Lehranstalten in Chemnitz und wohnte während der Woche zur Untermiete dort in einem möblierten Zimmer. Am Montag musste ich jeweils schon sehr früh wieder über die Brücke, war beladen mit einem Rucksack voller Lebensmittel wie Kartoffeln und vorgekochten Suppen, die meine Mutter fürsorglich zubereitet hatte, einigen zusätzlichen Lebensmitteln, wie Kuchen vom Sonntag, einigen Eiern, einem Stück Speck und manchmal auch mit Holzscheiten, die ich am Sonntag zu Hause zerkleinerte, damit ich jeden Morgen noch den Kachelofen in meiner Stube in Chemnitz anheizen konnte.

Brücke ca. 1951

Hochwasser 1954

Etwas ausgelaugt und nicht ganz frisch kam ich dann am Sonnabendnachmittag wieder an und ließ mich am Wochenende aufpäppeln. Einmal hatte ich mir in Chemnitz einen der damaligen Mode entsprechenden breitkrempigen Hut gekauft und trug ihn schon auf dem Weg von Cossen. Ich hatte Taschen in beiden Händen und es wehte ein starker Wind. Ständig musste ich die Taschen fallen lassen und dem Hut nachhechten. Als ich in Hohenkirchen ankam, hatte ich davon die Nase voll und hoffte ingrimmig, er würde mir von der Brücke in die Mulde fliegen. Dann hätte ich wenigstens eine Ausrede vor mir selbst gehabt. Aber oh Wunder! Auf der Brücke war nahezu Windstille und ich musste die Filztüte weiter tragen.

Nach dem Studium in Chemnitz fuhr ich weiter weg und die Abstände in denen ich meine liebe Muldenbrücke wieder sah, wurden nun viel größer.
Inzwischen sind mehr als 50 Jahre vergangen und die Situation in Lunzenau und rund um die Muldenbrücke herum hat sich sehr verändert. Es gibt kaum noch Industrie, die Muldentalbahn wurde eingestellt, die Fahrten auf der Strecke zwischen Leipzig und Chemnitz stark eingeschränkt.
Es wird die Erinnerung wieder wach, als in Lunzenau immerhin bis zu 1700 Arbeitsplätze angeboten werden konnten, - in der Möbelstoffweberei, der Papierfabrik, den beiden Mützenfabriken, der Schuhfabrikation, der Strumpfwirkerei (später der Textur -Feinseidefabrikation), einer Reihe von weiteren kleinen Industriebetrieben und natürlich auch in den Handwerksstätten der kleinen Stadt. Ströme von Männern und Frauen zogen daher auch am Morgen, von den beiden Bahnhöfen kommend, über die Brücke nach Lunzenau und gingen ihrem Broterwerb hier nach. Das wird wohl so nie wieder stattfinden können und man blickt auf diese vergangenen Möglichkeiten doch mit Resignation zurück. Nicht auf die verflossenen Staatsgebilde, die nun wirklich nicht die zu suchende Alternative waren.
Nein, das Berufsleben war (und ist) einfach die Basis für das Selbstwertgefühl als ein Mensch, der gebraucht wird.
Daraus wächst das normale Selbstbewusstsein eines Bürgers im Alltag, dessen Sorge der Werktag sein sollte, aber nicht so sehr - wie teilweise heute - die ganze in Frage gestellte Zukunft. Junge Leute suchen nunmehr notgedrungen ihre Arbeitsstelle weit außerhalb ihrer Heimat und fahren natürlich auch nicht mehr mit der Eisenbahn dahin, sondern mit dem eigenen Auto.
Die Güterbahnhöfe werden schon lange nicht mehr gebraucht, große Lastkraftwagen bringen alles in die Stadt, was diese benötigt. Was nehmen sie mit? Gibt es Aussicht auf eine Änderung? Auf die Entwicklung von Arbeitsplätzen in zukunftsträchtigen Tätigkeiten und Betrieben? Klopfen wir auf Holz!
Die Muldenbrücke wird als Folge auch nicht mehr von so vielen Menschen überschritten wie damals, aber gebraucht wird sie natürlich noch immer - sie ist unverzichtbar und stets wenn ich wieder zu Besuch nach Hause kam und über die Muldenbrücke in Lunzenau ging, atmete ich tief durch und war glücklich.

Und das ist bis heute so geblieben.

Februar 2005
Alle Rechte vorbehalten

Die Lunzenauer Muldenbrücke heute

Lunzenauer Ski-und Rodelgebiete - Winterfreuden aus Kindertagen

Kindheitserinnerungen von Karin Scheubner geb. Hofmann im Austausch mit meinem Schulfreund Gerd Hortenbach

Ja, es gab sie, ab dem ersten Schneefall geöffnet, zwar nicht kostspielig präpariert, aber trotzdem ein Highlight für die Lunzenauer Jugend.

Es gab: den Richtergrund, die Schlachterwiese, den Wasserberg, die August-Bebel-Str. und den Heinrich-Heine-Park

Der „Richtergrund“
Den Richtergrund findet man als weitläufiges Wiesengebiet hinter der ehemaligen Mützenfabrik Kern, später Poliklinik, jetzt ein leer stehendes Gebäude.
Er wurde vorwiegend von uns Kindern ab der Altenburger Str. stadtauswärts zum Rodeln und Skifahren genutzt. Die einzelnen Wiesenabschnitte hatten alle Namen. Idiotenhügel, Engelsbahn, Teufelsbahn usw. Die steilste Abfahrt, die „Teufelsbahn“, erforderte schon ein gewisses Maß an Mut, diese hinunter zu fahren. Unsere Schlitten und Ski waren Generationserbstücke. Ich erinnere mich, dass die mir vererbten Ski viel zu lang waren und dadurch schwer zu beherrschen. Skischuh kannten wir nicht. Die Bindungen waren Lederriemen, in die je nach Schuhgröße und Benutzer Löcher gestanzt wurden. Immer wieder rutschte die Bindung vom Schuh. Ein genialer Einfall meines Stiefvaters schaffte da Abhilfe. Der Absatz wurde außen herum eingeschliffen, so hatte die Bindung etwas Halt. Trotzdem bevorzugte ich den Schlitten.

Die Schlachterwiese
Heute steht auf einem Teil davon das Lunzenauer Altenheim „Muldental“ .Diese Wiese war flach abfallend und verlangte den Kindern keine Mutprobe ab.

Der „Wasserberg“
Der Wasserberg ist eine steil abschüssige Wiese zwischen Schlaisdorf und Göhren.
Sie wurde vorwiegend zum Skifahren genutzt. Wer auf dem Wasserberg Ski fuhr, hatte schon ein gewisses Maß an Routine und Können erlangt, besonders gefragt beim Auslauf, denn die Mulde war unten verdammt nahe. Der Weg von Lunzenau zum Wasserberg war ziemlich weit und deshalb wurde er wohl mehr von der Schlaisdorfer Jugend genutzt.
Trotz allem, wer was auf sich hielt, mußte dort gefahren sein. Ein mehrmaliger Aufstieg mit angeschnallten Skiern war ganz schön kräftezehrend. Ein Lift wäre da schön gewesen!!!

Die August-Bebel-Str.
Diese Straße war das Rodelparadies der Kinder ab Markt Richtung Friedensstraße.
Heute kaum vorstellbar bei dem Verkehr. Nach der Schule fand dort im Winter ein richtiger Massenauflauf von Kindern statt. Bei Abfahrt von ganz oben kreuzten wir die Friedensstraße und fuhren dann die Dr. Otto-Nuschke-Str. hinunter. Diese Straßen brauchten damals in Ermangelung von Autoverkehr nicht gestreut werden. Unsere Schlitten bekamen ganz schön Fahrt. Und wiederum war es unten die Mulde, die zu einer gewissen Vorsicht mahnte, unterstützt von unseren Eltern, die von Kindern erzählten, die aus der Mulde gerettet werden mußten.
Man sah uns „Bauchklatscher“ oder „Bob“ fahren, begleitet von allerlei Ausrufen und Geschrei. Ich weiß nicht, ob die Anwohner von dieser Geräuschkulisse immer so begeistert waren. Es gibt nur noch wenige Bewohner aus dieser Zeit auf diesen Straßen, die man fragen könnte, z.B den Uhrmachermeister Döhring und seine Frau.

Der Heinrich-Heine Park
hatte nur eine kleine Abfahrtswiese und war gegen Abend Treffpunkt der „Älteren“.
Tagsüber sah man dort Mütter, die ihre kleineren Kinder beim Schlittenfahren beaufsichtigten.

Auch heute noch wird im Park gerodelt

Hätten wir damals schon wind- und wasserabweisende Kleidung gehabt, mancher Nachmittag wäre dann nicht durch nasse und kalte Füße bzw. steif gefrorene Hosenbeine abgebrochen worden. Es war ein reges und lustiges Treiben jeder Altersklasse auf diesen Wiesen. Und jedes Jahr konnten wir gewiß sein im nächsten Jahr ab Mitte Dezember geht es wieder los, denn Schneemangel kannten wir nicht.

ROCHSBURG

Finden kannst Du sie auf verschiedenen Wegen,
Die stolze Burg im Tal der schönen Mulde gelegen.
Über Felder und Wiesen durch den Herbstwald so bunt,
Siehst Du die alte Ritterburg im Muldentalgrund.

Bist Du als Wanderer in der Höllmühle zu Gast,
Findest Du Ruhe am See von der Hektik und Hast.
Ein idyllischer Ort umgeben von malerischer Natur,
Hier gibt es Erholung - Du brauchst keine Kur.

Nach einer kurzen oder auch längeren Rast
Wo du Dich gestärkt und ausgeruht hast,
Geht es durch Schluchten umgeben vom Wald,
Hörst Du sein Rauschen - mach einfach mal halt.

In der Ferne kann man schon bald die Mulde sehen,
Und an deren Ufer durch die schönen Wälder gehen.
Begleitet vom Gesang der Vögel und des Flusses Musik,
Wanderst Du langsam weiter - auch das ist Glück.

Ganz plötzlich lichtet sich vor Dir vom Weg aus der Wald,
Du erhebst Deine Augen und machst staunend halt.
Umgeben von Bäumen auf dem Fels ganz in der Nähe,
Erhebt sich die Rochsburg majestätisch in die Höhe.

Gerhard Jürgen Haupt

Ein Verein stellt sich vor:

Brieftaubenzucht und Sport - ein schönes und interessantes Hobby!

Der Brieftaubenverein 09272 Lunzenau und Umgebung wurde am 30.08.1952 in Lunzenau gegründet.
Zur Gründungsversammlung hatten sich 6 Sportfreunde eingefunden und den Verein aus der Taufe gehoben. Von den 6 Gründungsmitgliedern ist leider keiner mehr im Verein organisiert. In den reichlich 60 Jahren seines Bestehens haben sich schon viele Interessierte mit dem Brieftaubensport beschäftigt. Es ist aber immer nur ein kleiner Züchterkreis geblieben, der sich mit Hingabe für das schöne Hobby begeistert. Unser Verein hat 7 Mitglieder. Wir freuen uns über jeden neuen Mitstreiter, der sich für das Hobby interessiert und dem Verein beitritt. Das Wettflugprogramm absolvieren unsere Tauben in der Reisevereinigung Chemnitz/Sachsen e.V.
Die Auflassorte liegen in Deutschland, Belgien, Holland und Frankreich. An den Wettflugwochenenden werden die Tauben in geeigneten Transportfahrzeugen zum Auflassort transportiert und am Sonntag (früh) aufgelassen. Voraussetzung sind gute Flugbedingungen (Wetter), die über Internet eingeholt werden. Jeder Züchter wartet dann am Sonntag auf die schnelle Rückkehr seiner Tauben. Unsere Züchter erringen bei Meisterschaften in der Reisevereinigung Chemnitz vordere Plätze. Wir lassen unsere Tauben auch zu Veranstaltungen auf, um Werbung für den Brieftaubensport zu machen und als Symbol für den Frieden.

Gut Flug.

Der Vorstand

Interessanten können sich bitte melden:
Frank Heft Tel: 0172/3708600

Gerhard Sittner

Liebe Leser des Heimatblattes,

geht es Ihnen auch so, dass der eine oder andere Beitrag im Heimatblatt in Ihnen Erinnerungen weckt? Bei mir war es der Artikel „MEIN VATER - DER LEHRER“ im Lunzenauer Heimatblatt 2011.
Mein Kollege Max Auer brachte mir die ersten Schritte in der Schule bei, als ich Hals über Kopf am 16. November 1946 ins kalte Wasser des Unterrichtens geworfen wurde. Sein trockener Humor half mir über manche Schwierigkeit hinweg. Unvergessen bleibt mir seine Schilderung, wie er als junger Lehrer in Dresden seinen Schülern die unterschiedlichen Schreibungen "ich fahre rad" und "ich fahre Auto" beigebracht hat. Er zeigte vom Klassenzimmer aus in Richtung "Weißer Hirsch" und sagte: "Dort wohnen die Leute mit viel Geld, die großen Leute. Die fahren mit dem Auto.
Hier bei uns wohnen die Leute, die nicht so viel Geld haben.
Das sind die kleinen Leute. Die haben kein Auto. Der Große sagt: „Ich fahre Auto.“ Der Kleine sagt: „Ich fahre rad.“
Die Kinder verstanden den Unterschied und hatten keine Schwierigkeiten mehr beim Schreiben von "ich fahre Auto" und "ich fahre rad." Heutige Pädagogen mögen den Kopf schütteln ob der unwissenschaftlichen Darstellung des Problems von Groß- und Kleinschreibung, aber den Kindern war geholfen. Die Motorisierung der Bevölkerung und die Rechtschreibreform haben das Problem „ich fahre Auto“ und „ich fahre rad“ verschwinden lassen.
Nach Wiedereröffnung der Stadtbücherei wurde Max Auer mit deren Leitung beauftragt. Er fragte mich, ob ich Lust habe, ihm bei der Arbeit zu helfen. Ich sagte zu. Der Buchbestand war „gesäubert“ und ergänzt worden, und wir hatten an den Sonntagmorgen regen Publikumsverkehr. Max Auer war belesen und kannte sich gut in der Literatur aus, die während des Dritten Reiches verboten war. Er gab den Lesern so manchen Tipp.
Die Bücher der Sparte Natur und Tiere waren unbeanstandet in den Bücherschränken geblieben, unter ihnen eine ganze Reihe des schwedischen Tierschriftstellers Bengt Berg. Eines Sonntags blätterten wir in ihnen und machten eine Entdeckung, die uns einen gewaltigen Schrecken einjagte. In Deutsch und Russisch war dem Inhalt eine Anmerkung beigefügt, in der sich Bengt Berg abfällig über die Sowjetunion äußerte. Die Russen hatten seine Bücher ohne Lizenz nachgedruckt und ihm auch nichts gezahlt.
Sie waren in seinen Augen Betrüger. Mit Tusche machten wir die Eintragungen in allen Büchern Bengt Bergs unkenntlich. Ich habe nie wieder etwas davon gehört, was später mit den Büchern geschehen ist. Zu Max Auers Haus gehörte ein Blumengarten, den er liebevoll pflegte. Als er erfuhr, dass ich heiratete, sagte er: „Den Brautstrauß bekommt ihr von mir.“ Es waren die schönsten Gladiolen aus Max' Garten.

Der Markt in den 50-er Jahren *Foto: Lempe*

Impressum:

Herausgeber: verantwortlich für den Inhalt Stadt Lunzenau, Bürgermeister Ronny Hofmann

Gesamtherstellung, Anzeigeneinkauf und Vertrieb: Riedel Verlag & Druck KG, Heinrich-Heine-Str. 13a 09247 Röhrsdorf, Telefon: 03722 / 502000, e-Mail: info@riedel-verlag.de, Verantwortlicher: Reinhard Riedel

Erscheinungsweise: Das Heimatblatt erscheint jährlich, kostenlos in allen freigängigen Haushalten in Lunzenau mit eingemeindeten Ortsteilen.

Das Heimatblatt auch im Internet: www.lunzenau.de

Kinderspiele und andere Beschäftigungen

Als ein Kind, das in den Nachkriegsjahren aufwuchs, möchte ich gern aus meinen Erinnerungen über unsere Freizeitgestaltung berichten. Es gab in den ersten Jahren nicht einmal einen Fernseher, wir hatten ein altes Radio. Vor dem hing mein Vati stundenlang und hörte Opernarien und Klavierkonzerte.
Die Kinder und Jugendlichen in unserer heutigen Zeit könnten ohne Handy, Computer und viele andere technische Errungenschaften schlecht leben.

Leider habe ich keine Geschwister, aber aus der Lunzenauer Kinderzeit viele Freundinnen, zu denen ich heute noch Verbindung halte. So kommen in Gesprächen oft alte Erinnerungen hoch.
In unserer Pestalozzistraße gab es oberhalb der Schule eine Ausbuchtung, die durch schmale hohe Steinsäulen eingegrenzt war. Innerhalb dieser Fläche standen Bänke und in der Mitte befand sich ein Sandkasten. Die Steinsäulen hatten etwa eine Höhe von 1 Meter, also die ideale Möglichkeit zum „Bockspringen“. Wir Kinder bauten im Kasten Burgen und legten Straßen an.

Kleine Steine nahmen wir als Autos.
Auf den Bänken saßen Frauen von der Pestalozzistraße und häkelten und strickten. Es war ein friedvolles Miteinander.
In unserem Hof spielten wir oft mit Murmeln. Jeder hatte ein kleines Säckchen mit „Tonern“, wunderschönen farbenfrohen „Glasern“ und „Stahlern“.

Außerdem wurde gekreiselt. Auch hier verfügte jeder über eine kleine Kollektion von Kreiseln. An einer Rute befestigten wir eine stabile Schnur, die auch um den Kreisel gewickelt wurde. Wir hatten viel Spaß, wenn sich der Kreisel nach dem Aufziehen drehte. Ballspiele und Gummihopse erfreuten sich auch großer Beliebtheit. Wenn das Wetter nicht mitspielte, ging es ins Haus.
Hier bestand unser Programm aus Puppen spielen, Puppenstube und Kaufmannsladen.

Meine Freundin Christine wohnte in der Nähe des Richtergrundes. Also eine gute Ausgangsposition für weitere Unternehmungen.
Der Bauer Hölzel hatte z. B. ein Feld, auf dem er Futterkohlrabi anbaute. Wenn die Luft rein war, holten wir uns jeder so ein großes Ding und stiegen damit auf unseren Lieblingsbaum. Da der Kohlrabi nicht zu schaffen war, hingen wir ihn in eine Astgabel und verzehrten ihn nach und nach. Damals gab es noch Feuersalamander im Richtergrund, die wir fingen und in ein Glas steckten. Danach dämmten wir ein Bächlein an und setzten die Tiere dort hinein.

Im Herbst pflückten wir Haselnüsse. Wir zerklopften sie mit Steinen oder zerbissen sie schon mal mit den Zähnen.

Beliebt waren auch unsere Spiele in der Backstube bei Bäckermeister Hertel in der Rochlitzer Straße. Freundin Inge holte auch mal eine leckere Schnecke oder eine andere Köstlichkeit aus dem Laden. Das war toll!
In der Schule stand in den unteren Klassen das Fach Handarbeit auf dem Stundenplan. Das machte uns eigentlich Spaß. Zu Hause sollten wir dann die begonnenen Arbeiten beenden. Da wir nachmittags wenig Zeit hatten, musste meine liebe Mutti einspringen. Sie beendete für mich und meine Freundin die Hausaufgabe.

Die Noten, die Frau Landgraf dann erteilte, waren nicht schlecht. Wir bewegten uns in unserer Freizeit ausreichend. Heute kann man in der Zeitung lesen, dass 5,2 % aller Kinder im Alter von 6 bis 10 Jahren schon Rückenprobleme haben. So etwas gab es in unserer Zeit nicht.

Friedrun Köhn geb. Auer

Anzeigen

Foto: Lempe